

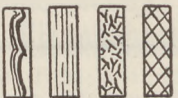
Die Karolinen-Insel Tap.

Zur Einführung.

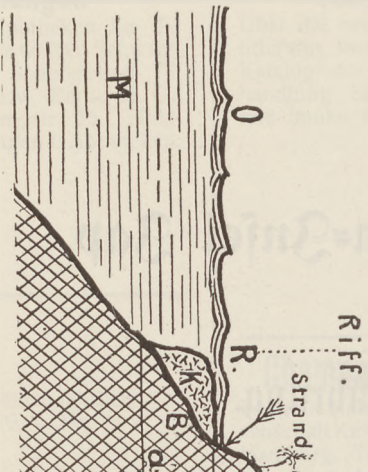
Das hiermit der Öffentlichkeit übergebene Werkchen dürfte wohl die erste eingehendere Monographie über Tap sein. Zwar finden sich hier und da in einzelnen ethnographischen und geographischen Zeitschriften mehrere Aufsätzchen zerstreut, die über die niedliche Südsee-Insel handeln, besonders hat Herr Bezirks-Amtmann Senfft das Verdienst, unsere Kenntnis über Tap mit mehreren fleißig erforschten Details bereichert zu haben. Auch mehrere Reisewerkchen reden von der Insel, doch vielfach unzuverlässig und nur en passant. Endlich wird sie auch berücksichtigt in einigen Spezialarbeiten, die aber zum Vorwurf eine Darstellung der Gesamt-Karolinen hatten. Eine eingehende, sich fast nur auf Tap beschränkende, zusammenfassende und übersichtliche Einzelbeschreibung hat das reizende Eiland im stillen Ozean bis jetzt nicht gefunden.

Eine solche den Freunden unserer Kolonien darzubieten liegt um so mehr Veranlassung vor, als manche der bisherigen Darstellungen wegen ihrer Lücken und Irrtümer vielfacher Ergänzung, gelegentlicher Berichtigung bedurften.

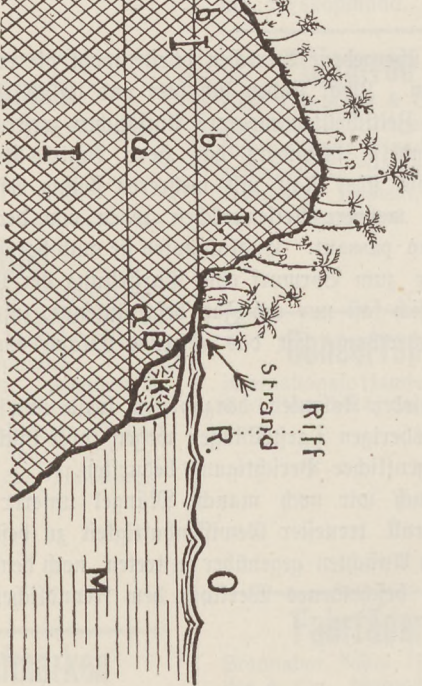
Mit der Versicherung, daß auch wir noch manche Mängel unserer Arbeit wohl herausfühlen, uns jedoch überall treuester Gewissenhaftigkeit zu befließigen suchten und dort, wo es galt, irrigen Ansichten gegenüber zu treten, nach denkbarster Objektivität strebten, legen wir unser bescheidenes Werkchen dem freundlichen Leser in die Hand.



Eruptiv - Gestein.
Korallen - Gebilde.
Tiefe See.
Meer: Oberfläche



1. Hochinsel mit Strandriff.



Erster Teil.

Die Landesverhältnisse.

I.

Es mag nicht unangebracht sein, zu allererst ein paar Worte über den Namen der Insel voranzuschicken. Die Eingeborenen nennen ihr Eiland Uap. Die Europäer sagen jetzt Jap und schreiben offiziell Jap. Der erste Entdecker der Insel, der Spanier Villalobos, nannte sie 1543 „arrecifes“ d. h. „Riffe“, offenbar nach dem das ganze Festland in weitem Bogen umsäumenden und umschäumenden Korallenwall. Als im Jahre 1686 Francisco Vezcano südwestlich der Marianen auf ein ihm unbekanntes Eiland stieß, ohne Zweifel unser Jap, taufte er die Insel neuerdings Carolina, die einen sagen zu Ehren Karls II, die andern nach Carolina, der Gemahlin Karls I. Jedenfalls steht das fest, daß später nach dieser Insel Carolina die Gesamtgruppe des ganzen Inselchwarmes „Karolinen“ genannt wurde.

II.





Nachdem wir nun unsere Insel mit Namen kennen gelernt, wollen wir zunächst ganz kurz ihre Lage bestimmen. Die ganze Karolinen-Gruppe liegt von links nach rechts, sofern ich Palaos mit einschließe, zwischen dem 134° , sofern ich es nicht einschließe, zwischen dem 137° und 164° östlicher Länge und von unten nach oben betrachtet zwischen dem Äquator und dem 10° – 11° nördlicher Breite.

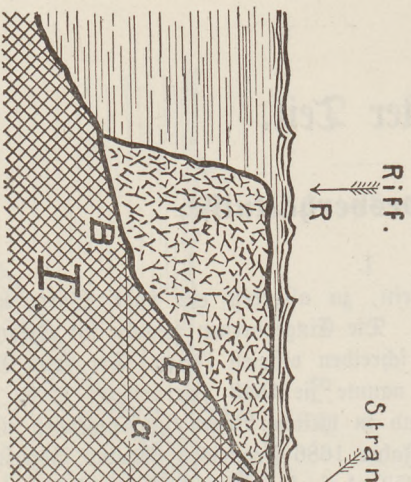
Die Insel Jap selbst liegt ungefähr auf dem Kreuzpunkte des 9° nördlicher Breite und des 138° östlicher Länge.

III.

Nun kommt die andere wichtige Frage: Wie ist die kleine weltverlorene Insel im stillen Ozean entstanden? Offenbar wie die übrigen Inselchen des ganzen Archipels. Und wie entstanden diese? Hierüber gibt es zwei Haupttheorien, die Eruptions- und die Senkungstheorie, die erste sagt, diese tausend Inselköpfe sind durch vulkanische Ausbrüche im Innern des Meeres bis über dessen Oberfläche herausgehoben worden. Die zweite sagt, nein, diese Inselpunkte sind die letzten aus dem Meere ragenden Reste eines ehemaligen großen Festlandes, das allmählich ins Meer hinabgesunken ist und immer noch weiter verschwindet.

Aber sollten diese beiden Haupttheorien sich nicht etwa zu folgender dritter Vermittlungstheorie vereinigen lassen in der Weise, daß man sowohl Eruptionen wie Senkungen zur jetzigen Gestalt der Inseln beitragen läßt? Ich bin zwar kein Fachmann, aber vielleicht läßt sich die Sache so vorstellen, daß man ein erstes Stadium von gewaltigen Eruptionen annimmt, in Folge deren zunächst mal größere Inseln oder Inselgruppen oder gar ein zusammenhängendes Festland aus dem Meere herausgehoben wurde, worauf dann später ein zweites Stadium all-

-  Eruptiv = Gestein.
-  Korallen-Gebilde.
-  Tiefe See.
-  Meer Oberfläche.



mählicher Senkungen eintrat. Berücksichtigt man dann noch die gleichzeitige Korallenbildung, so erklärt sich die jetzige, so verschiedenartige Gestaltung und Beschaffenheit der Karolineninseln und Inselchen ganz leicht.





Die Korallen sind kleine, schlauchartige, auf einem gemeinsamen Stocke auf sitzende Lebewesen, die sich in wärmeren Meeren zu Milliarden auf einem unter Wasser fortlaufenden Landstriche aufsetzen, und auf dieser Basis wie eine Pflanze oder ein Strauchwerk nach oben weiter wachsen. Das Wachstum geschieht mit ziemlicher Schnelligkeit. So erzählt Darwin, daß sich ein versunkenes Schiff schon nach 20 Monaten mit einer Korallenkruste vom 60 cm Dicke überzogen hatte. Als Fundament ihrer Bildung verlangen die Korallen einen festen Untergrund. Daher können sie sich nur an sanften Böschungen, nicht an steilen Abstürzen des unterirdischen Festlandes aufsetzen. Ferner haben sie die bemerkenswerte Eigentümlichkeit, daß sie nur in einer bestimmten Temperatur gedeihen können, die nur bis zu einer Wassertiefe von etwa 30—40 m, vorhanden ist. Daher beginnen Korallenbildungen nur an Böschungen, die nicht unter dieser Tiefgrenze liegen. Sobald sich nun diese Böschung im Verlaufe der Zeit mit der ganzen Insel nach unten senkt und allmählich in eine den Korallen ungünstige Temperatur gelangt, sterben diese an ihrem gesunkenen Fundamente ab und verkalken, während sie nach oben stets weiter wachsen und bis unter die Oberfläche des Meeres gediehen. Zur Ebbezeit müssen die Korallen natürlich auch noch unter Wasser stehen, weil sie außerhalb desselben absterben und verkalken, wie es z. B. der Fall ist, wenn sie durch starken Wellenschlag von ihrem Stocke losgebrochen und an gewissen Stellen über dem Meeresspiegel angehäuft, oder wenn sie durch vulkanische Kräfte über diesen hinausgehoben werden.

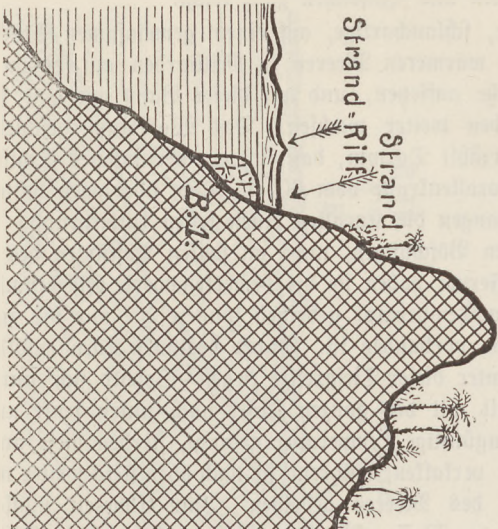
Je nachdem nun ein ursprünglich durch Eruptionen aus dem Meer herausgehobenes Inselgebilde allmählich wieder mehr oder weniger tief ins Wasser zurück sinkt und zugleich die Korallenbildung fortschreitet, gestalten sich folgende Inseltypen heraus:

1. Die Hochinseln mit Strandriff: Man vergleiche das nebenstehende Schema. Die vulkanische Insel I reichte nach der ursprünglichen Eruption bis zur Linie aa über die Oberfläche des Meeres O. Dann sank sie allmählich wieder, bis nur noch der Teil über der Linie bb aus dem Wasser ragte. Gleichzeitig bildeten sich an der Böschung B Korallengebilde K, die nach unten verkalken und nach oben weiter wachsen bis unter die Oberfläche. Das auf diese Weise rund um die Insel entstandene Korallenriff heißt Strandriff, weil das Riff R nicht weit vom Strande der Insel ins Meer sich erstreckt. Und dieses konnte es nicht, weil die Böschung, die ihm als Untergrund diente, ziemlich steil und klein ist, und die Korallen von ihrer Unterlage nur nach oben wachsen, nicht etwa seitwärts ins Meer hinaus.*) Ist die Böschung flacher und ausgedehnter, so entsteht auch ein ausgedehnterer Korallenaufbau, der zum Wallriff wird, wie bei folgender:

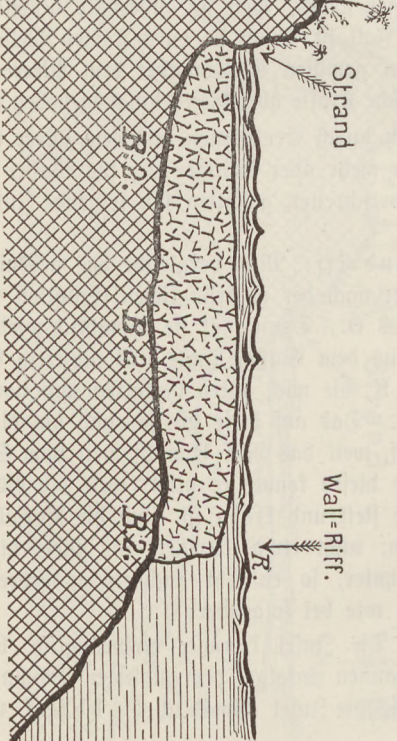
2. Hochinsel mit Wallriff. Die Insel I ragte ursprünglich bis zur Linie aa aus dem Wasser. Bald begannen infolge der günstigen Böschung und Temperatur schon Korallenbildungen. Als die Insel allmählich bis bb sank, wuchsen

*) Riff nennt man übrigens nicht den ganzen kompakten Korallenstock, sondern nur den Außenrand desselben, wo die vom hohen Meer sich auf die Insel heranwälgenden Wogen zuerst auf das vorgeschobene Korallengebilde aufstoßen und sich mit Donnergetöse und hoch aufspritzendem Gischte brechen.

-  Eruptiv = Gestein.
-  Korallen-Gebilde.
-  Tiefe See.
-  Meer Oberfläche.



3. Hochinsel mit Strand= und Wallriff.



die Korallen nach oben stets weiter, sich immer unter der Oberfläche haltend. Später sank die Insel noch weiter bis c c, und die Korallen bauten ebenfalls weiter. Dadurch entstand dann um die Insel ein mächtiges Wallriff. Es heißt Wallriff, weil es wie ein mächtiger Wall die ganze Insel umgibt und zwar in weiter Entfernung vom Strand. Die Ursache, warum ein Wall- und kein Strandriff entstand, ist die, daß die Böschung überall sanft und flach verlief und so den Korallen eine ausgedehnte Grundlage bot, auf der sie aufsetzen konnten. Selbstverständlich kann es auch kommen zur Bildung einer

3. Hochinsel mit Strand- und Wallriff- zugleich. Es geschieht dann, wenn die Insel an einer Seite ziemlich steil mit geringer Böschung abfällt (B1), während sie an einer anderen Seite sanft zum Meere absteigt und in einer flachen Böschung den Korallenbildungen eine breite, ausgedehnte Grundlage bietet (B2).





Aus dem Gesagten ergibt sich zugleich das Gesetz, daß eine Insel, die nur ein Strandriff hat, auch unter Meer ziemlich steil in die Tiefe abfällt, während eine Insel mit Wallriff noch eine weite Strecke unter dem Meerespiegel in sanfter Abwärtsbewegung dahinfließt, daß endlich eine Insel mit beiden Riffen, dort, wo das Riff sich dem Strande nähert, steil ins Meer abfällt, während sie sich dort, wo das Riff fernab vom Strande daherläuft, nur allmählich unter Wasser abdacht.

4. Das einfache Riff. Es ist dann vorhanden, wenn die ursprünglich durch vulkanische Eruptionen über das Meer hinausgehobene Insel allmählich wieder ganz unter dasselbe zurückgesunken ist, so daß nichts mehr von ihr über der Oberfläche erscheint. Bei dem allmählichen Sinken kommt es dann dazu, daß die Korallengebilde der Insel buchstäblich über den Kopf wachsen. Selbstverständlich wird dann die Korallenhaube um so mächtiger, je tiefer die ursprüngliche Insel sich hinabsenkt, da ja die Korallen, obwohl sie unten in einer bestimmten Tiefe absterben, nach oben fortgesetzt weiter bauen bis unter die Meeresoberfläche. Gerade darin, daß von der ursprünglichen Insel kein warnender Finger mehr aus dem Meere taucht und die Korallengebilde selbst bis direkt unter, aber nicht über die Oberfläche reichen, besteht die Gefährlichkeit der Riffe. Denn so können sie bei ruhiger See gar nicht gesichtet und nur aus größter Nähe an dem Klauschen der über sie daherbrechenden Wogen vermutet werden — meist zu spät. Daher so viele Schiffe, die gerade in der riffreichen Südsee stranden, zerschellen, oft spurlos verschwinden.

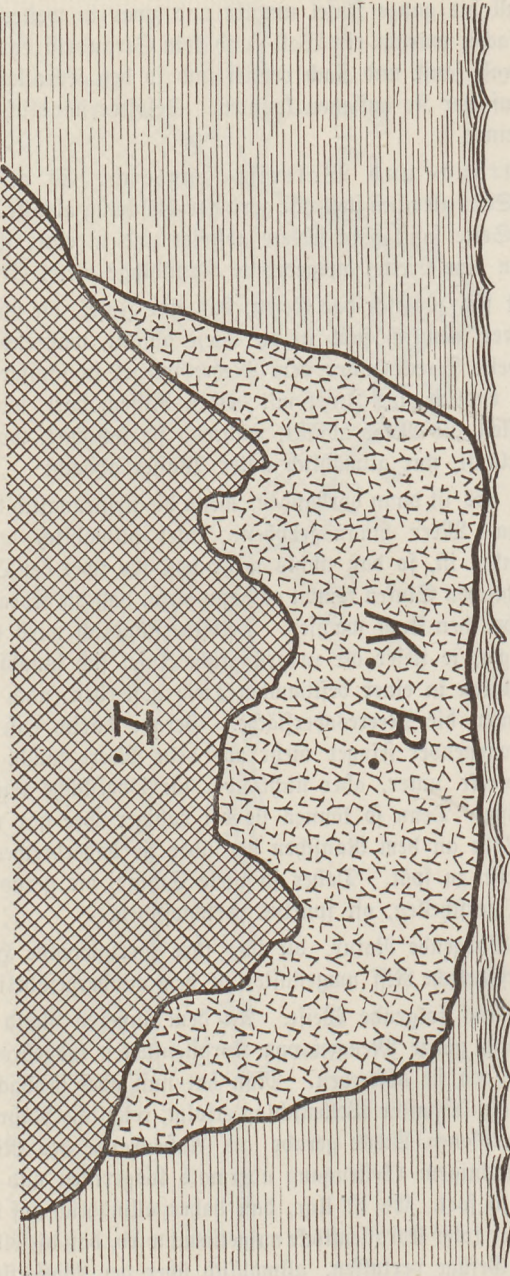
Doch ist es wieder die allsorgende Natur, die hier ihre korrigierende Hand anlegt, indem sie vielfach das gefährliche Riff umgestaltet zu dem mindergefährlichen

5. Atoll. Das geschieht auf folgende Weise. An dem äußeren Rand des Riffes werden durch die Brandung ganze Mengen von Korallenstöcken losgebrosen und auf das Riff hinaufgeworfen, wo sie absterben. Man hat nun aber beobachtet, daß die Korallen gerade dort, wo ein lebhafter Wellenschlag erfolgt, reichliche Nahrung finden. Daher wachsen die abgerissenen Stöcke gerade am Außenrande des Riffes sehr schnell nach, werden bei mächtigem Wellengang abermals losgerissen und auf das Riff hinaufgeschleudert und so fort. Es ist klar, daß daher allmählich auf dem Riffe ein solcher Haufen abgerissener toter Korallenstöcke aufgetürmt wird, daß dieselben, zumal sie bald zu einem festen Gefüge verkalken, allmählich über der Wasseroberfläche hervorragen — und damit haben wir schon das Atoll.

Dasselbe ist vorläufig noch ohne alle Vegetation. Aber eines Tages wird die Meeresströmung von irgend einer anderen Insel eine Kokosnuß daher-

-  Eruptiv-Gestein:
-  Korallen-Gebilde.
-  Tiefe See.
-  Meer-Oberfläche.

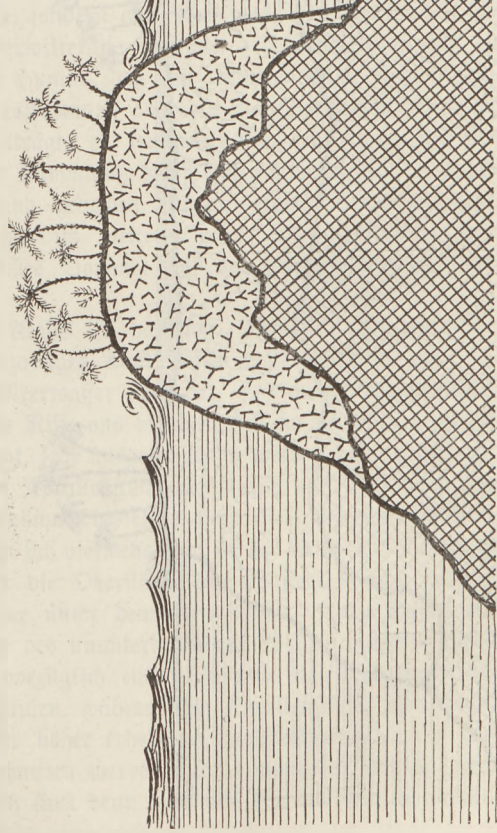
4. Riff.



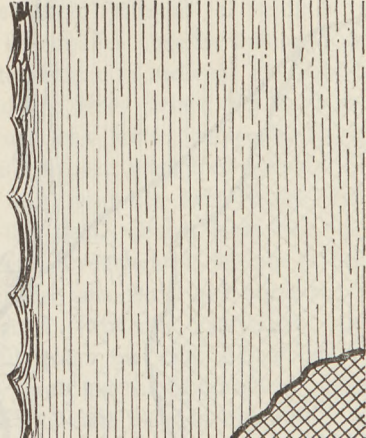
Eruptiv = Gestein.
Korallen = Gebilde.
Tiefe See.
Meer = Oberfläche.








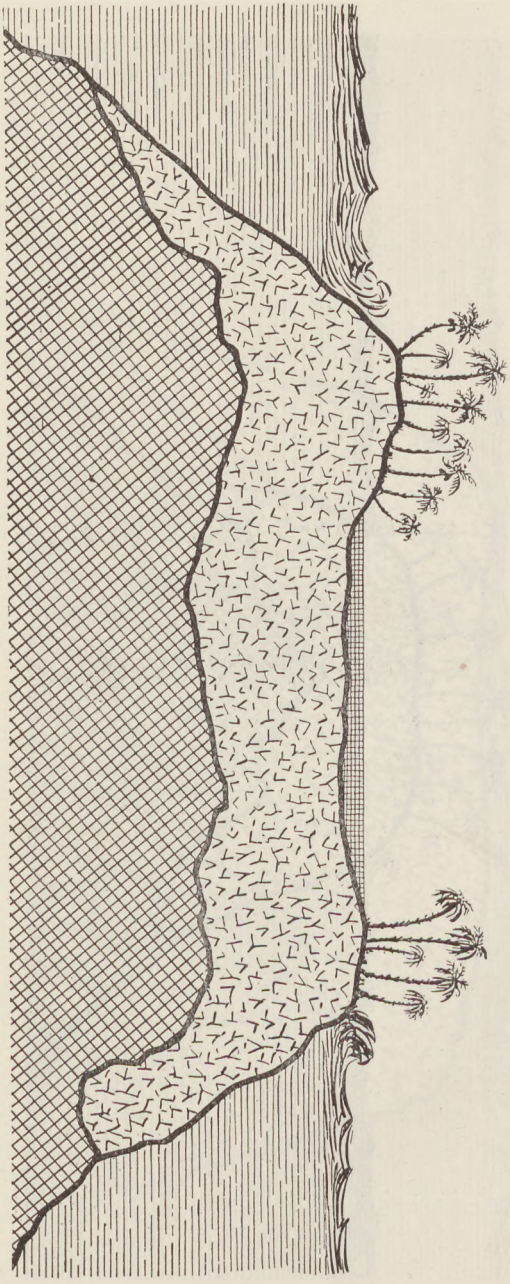
5. Atoll



ohne Lagune.





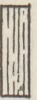

-  Eruptiv - Gestein.
-  Korallen-Gebilde.
-  Tiefe See.
-  Meer Oberfläche.
-  Seichtes Lagunen-Wasser.



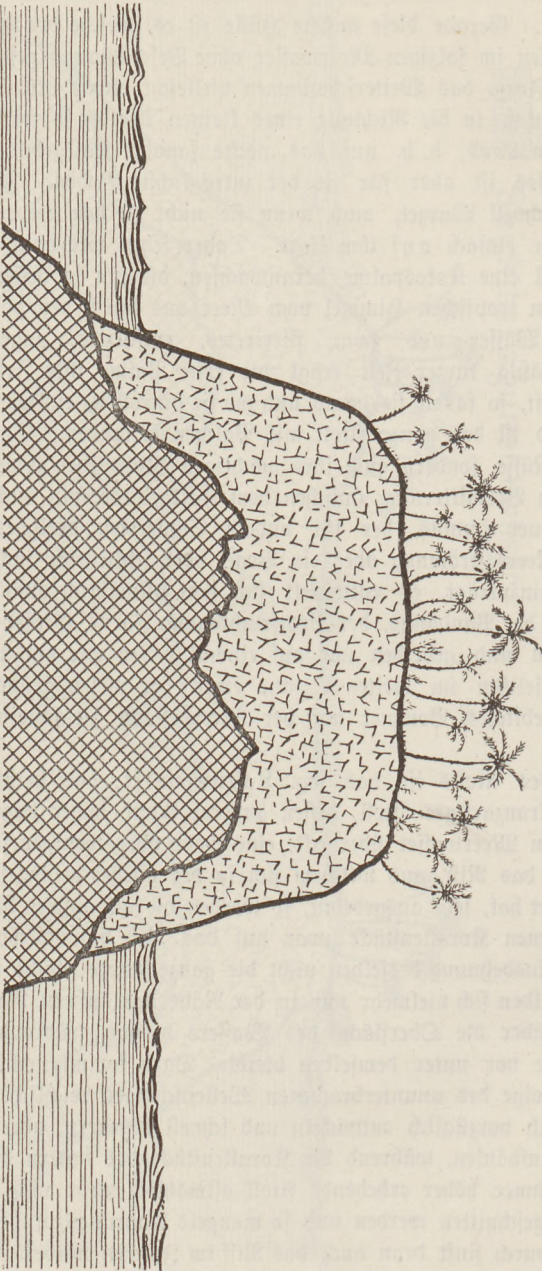
6. Atoll mit Lagune.

tragen. Dieselbe hat bekanntlich eine doppelte Schale, eine innere, runde, welche das Kokoswasser und -Fleisch umschließt und eine äußere, welche die ganze innere Nuß nochmals mit einer dicken, zähen und dichten Faserhülle von leicht dreieckiger Form umgibt. Gerade diese äußere Hülle ist es, welche der Kokosnuß ein langes Verweilen im salzigen Meerwasser ohne Beschädigung gestattet, während die dreieckige Form das Weiterschimmen vielleicht etwas erleichtert. Kommt nun die Kokosnuß in die Richtung eines kleinen Atolls, so wird sie durch die Brandung an Land, d. h. auf das nackte sandige Kalkgebilde geschleudert. Gerade dieses ist aber für sie der zuträglichste Boden. Zudem schlägt die Kokosnuß schnell Wurzel, auch wenn sie nicht in den Boden gepflanzt ist, sondern nur einfach auf ihm liegt. Daher sehen wir dann bald auf dem einsamen Atoll eine Kokospalme heranwachsen, die um so besser gedeiht, als ihr unter dem tropischen Himmel vom Meer aus durch den porösen Korallenkalk reichlich Wasser und zwar filtrirtes, entsalztes, zugeführt wird. In verhältnismäßig kurzer Zeit trägt die erste Palme ihre Früchte. Sind dieselben ausgereift, so fallen sie herab und wo sie hinrollen, entsteht eine neue Palme usw. Bald ist das ganze Atoll mit Palmen bestanden. Da dieselben aber nicht bloß Nüsse, sondern auch ihre mächtigen Blattwedel abwerfen, so entsteht durch deren Verwitterung zwischen dem Kalkgebilde nun auch ein anderer Boden, ein neuer Humus, der für andere Sämereien geeignet ist. Sei es, daß nun die Meeresströmung oder ein Vogel oder schließlich auch der Mensch neue Samen hinzuträgt, es entwickelt sich jetzt allmählich auch noch eine andere Vegetation: der Pandanus, der Brotfruchtbaum, Farne, Gräser usw. schießen hervor, wachsen und gedeihen und auf einmal haben wir ein neues, üppig vegetierendes Inselchen im weiten Ozean, eines der vielen grünenden Atolle, die wie ein liebliches Bouquet auf der Meeresfläche zu schwimmen scheinen.

Eine besondere Art des Atolls ist das sog. Lagunenriff, das heißt ein mehr oder weniger rundes, kranzartiges Atoll, dessen äußerer Rand höher liegt als die Innenfläche, welche, vom Meerwasser überdeckt, eine mehr oder weniger seichte Lagune bildet. Ist nämlich das Riff, aus welchem sich in der vorher beschriebenen Weise das Atoll herausgebildet hat, sehr ausgedehnt, so werden die am äußern Rande an der Brandung losgerissenen Korallenstücke zwar auf das Riff hinaufgeworfen, können aber bei der großen Ausdehnung desselben nicht die ganze innere Fläche überhäufen. Die Anhäufungen bilden sich vielmehr nur in der Nähe des äußern Randes und ragen dort allmählich über die Oberfläche des Wassers hervor, während das Innere des Riffes nach wie vor unter demselben bleibt. Dazu kommt noch, daß die Korallen am Rande infolge des ununterbrochenen Wellenschlages reichliche und frische Nahrung erhalten, sich vorzüglich entwickeln und schnell erneuern, abermals abgerissen werden und sich aufhäufen, während die Korallenstücke des innern Riffes durch das am Rande sich immer höher erhebende Atoll allmählich mehr und mehr vom frischen Wellenschlag abgeschnitten werden und so mangels Nahrungszufuhr verkümmern und absterben. Dadurch sinkt denn auch das Riff im Innern wieder etwas in sich zusammen, und so entsteht eine größere Vertiefung, die rings herum von einem über dem Meerespiegel ragenden Atollkranz umsäumt ist — die Lagune. Ist der Atollkranz nicht ganz geschlossen, wie das vorkommt, so gestatten seine Lücken den Schiffen einen Durchgang nach der innern, meist spiegelglatten, weil vom Wogen-

-  Eruptiv = Gestein.
-  Korallen = Gebilde.
-  Tiefe See.
-  Meer = Oberfläche.

7. Atoll, welches durch Erup-
tionen hoch gehoben.



gang des Außenmeeres abgeschnittenen Lagune, die dann einen vorzüglichen, geschützten Hafen und Ankerplatz bildet.

Das wären nun die verschiedenen Insel-Typen der Südsee, die Hochinseln mit den Strand- und Wallriffen, die gefährlichen Riffe und endlich die Atolle mit oder ohne Lagune.

Nun gibt es aber auf den Korolinen-Inseln auch noch ein Hoch-Atoll, nämlich die 30 m hohe Insel Fais. Sie besteht nicht aus Eruptiv-Gestein, sondern ausschließlich aus Korallenkalk, natürlich mit der ursprünglichen, von den Korallengebilden völlig umkrusteten Gesteins-Unterlage. Da nun die Brandung unmöglich Korallenstücke bis zu 30 m Höhe aufgetürmt haben kann, so liegt nur die eine Möglichkeit offen, daß vulkanische Kräfte neueren Datums, nachdem die ursprüngliche Insel wieder unter Meer gesunken und sich mit einem Riffe vollständig überzogen, vielleicht aber auch schon wieder als niedriges Atoll über Wasser herausgebildet hatte, dieses Riff oder dieses Atoll mit mächtigem Rucke auf seine jetzige Höhe gehoben.

Man sieht also, wenn zuerst vulkanische Erhebungen, dann mit Korallenbildung verbundene Senkungen zur Gestaltung der Südsee-Inseln beigetragen, daß darauf folgende erneute vulkanische Eruptionen wieder weitere Veränderungen hervorrufen, wie denn auch wieder abermalige Senkungen eintreten und nochmalige Umgestaltungen hervorrufen können. Daß auch jetzt noch an einer Stelle gewaltsame Erhebungen, an der andern Senkungen stattfinden, beweisen derartige Vorgänge neueren Datums.

Was nun, um diese Erörterungen zu beschließen und wieder auf unser Thema zu kommen, die Insel Jap angeht, so gehört dieselbe zu den Hoch-Inseln mit weitem Wallriff. Während der Grundstock der Insel noch mindestens 300 m über Meerespiegel ragt, hat das Wallriff eine Länge von 35, eine Breite von 5 engl. Meilen, sodaß es also, mit Ausnahme des Südens, wo es sich dem Strande ziemlich nähert, in einem weiten Kranze das Eiland umsäumt.

IV.

Nachdem wir uns so die Entstehung Japs veranschaulicht, gehen wir jetzt über zu seiner Entdeckung und Besitzergreifung.

Das riesige östliche Meer, welches wir den „stillen Ozean“ nennen, wurde zum ersten Mal von einem Europäer erblickt am 26. Sept. 1513, also vor etwa 400 Jahren. Es war der Portugiese Nuñez de Balboa, der wenige Jahre nach dem Tode des großen Entdeckers von Amerika bis an die äußerste Westküste der neuen Welt vordrang und auf einmal von dort aus ein immenses Meer erblickte, das noch keines Europäers Auge geschaut.

Wenige Jahre später, im November 1520, wurde das neu entdeckte Meer, und zwar gleichfalls von der amerikanischen Seite her zum ersten Male von einer kleinen Flotte durchkreuzt. Es war der berühmte Magallanes, der mit seinen drei Seglern „Trinidad“ „Victoria“ und „Concepcion“ das kühne Wagnis unternahm. Eigentümlich ist es, daß er von Osten nach Westen den ganzen inselbesäeten Ozean durchkreuzte, ohne auf ein einziges der ihm im Wege liegenden Eilande zu stoßen, ein Beweis von der riesigen Ausdehnung des pacifischen Meeres. Erst nach viermonatlicher Fahrt stieß er, schon ganz im Westen des stillen Ozeans angelangt, auf die kleine, jetzt zu Amerika gehörige Marianen-Insel Guam, am 6. März 1521, die somit die Ehre genießt, das erstentdeckte Eiland der inselreichen Südsee zu sein.

Nachdem Magallanes einmal den Weg gewiesen, folgte bald noch eine weitere

Reihe Durchkreuzungen der riesenhaften Wasserwüste. Auf einer dieser Fahrten kam Alvaro de Saavedra zum ersten Male in die Nähe von Jap, indem er am Neujahrstage 1528 das unfern gelegene Inselgebiet von Uluthi entdeckte. Er blieb dort bis zum Feste der hl. drei Könige, weshalb er die Gruppe „Islas de los Reyes“ nannte. Manche vermuten, auf seiner Weiterreise nach Westen habe er das gerade in seinem Wege liegende Jap wenigstens gesehen, wenn nicht gar angelaufen. Denn



Bartola,

- jenes Marianenweib, das 1885 die vom Itis auf Jap aufgepflanzte deutsche Flagge heruntergerissen haben soll als Protest gegen die deutsche Okkupation „spanischen Gebietes“.

als Villalobos im Januar 1543 zum ersten Male Jap entdeckte und anlief, sahen die spanischen Helden einige Einwohner, die schon das Kreuzzeichen machten.

Später liefen dann noch mehr Schiffe unsere neu entdeckte Insel an. Zunächst waren es Spanier. Als diese sich aber im Verlaufe der Zeit wenig oder garnicht mehr um ihren Inselbesitz kümmerten, kamen auch andere Nationen hin, um mit Eingeborenen Handels-Beziehungen anzuknüpfen.

Die erste Deutsche Handels-Niederlassung auf Jap gründete im J. 1869 das Hamburger Haus Johann Caesar Godesroy. Als dann 1885 das deutsche Kanonen-Boot „Itis“ die deutsche Flagge auf dem sich bisher selbst überlassenen Inselchen hißte, gab es den bekannten Konflikt um die Karolinen zwischen Spanien und Deutschland, der auf Anregung Bismarcks von Leo XIII. durch einen beiden Nationen genehmen Schiedsspruch gütlich beigelegt wurde. Hollends in deutsche Hände kam Jap im Jahre 1899, als es mitsamt der übrigen Karolinengruppe von Spanien käuflich erworben wurde.

V.

In welchem Zustande befindet sich jetzt die Insel Jap?

Wir werden uns bei der Beantwortung dieser Frage befassen mit der Größe, dem Umriß und der Höhen-Formation des Eilandes, ferner mit der Vegetation, der Tierwelt, dem Klima und den außergewöhnlichen Natur-Erscheinungen auf denselben.

A.

Größe, Umriß und Höhen-Formation.

Was die Größe Japs angeht, so ist sein über dem Meerespiegel ragendes Festland mit 207 km² nicht ganz so groß als Hohenzollern-Hechingen, oder etwa 2 $\frac{1}{2}$ Mal so groß wie das Gebiet der ehemals freien Reichsstadt Frankfurt. Nimmt man dagegen das Riff hinzu, so hat Jap mit 430 km² eine Ausdehnung wie etwa der Kreis Saarlouis oder Dortmund oder der elsässische Kanton Rappoltswiler.

Der Umriß Japs hat fast die Gestalt eines spitzwinkligen Dreiecks, dessen Grundlinie im N.-O., dessen Spitze nach S.-W. liegt. Grund- und Seitenlinien verlaufen nicht glatt, sind vielmehr unregelmäßig eingebogen und von mehreren Meeresbuchten durchbrochen.

Was die Natur dieser an manchen Stellen durch das Riff bis zum Festlande vordringenden, tiefen Meeresfurchen angeht, so hat man dafür folgende Erklärung aufgestellt. Von den hohen Inseln führen eine Anzahl Bäche und Flüßchen eine Menge Süßwasser in die See. In Süß- oder auch in sog. Brack-Wasser, einer Mischung von Süß- und Seewasser, finden Korallengebilde kein Fortkommen. Wo also die Flüßchen ins Meer münden, können keine Korallen entstehen und das Wasser bleibt frei von ihnen, sodaß an den Mündungsstellen der Süßwasserläufe korallenfreie Kanäle oder Passagen bleiben.

Diese Erklärung klingt frappant einfach, aber ob sie auch richtig und wahr ist? Wahr ist allerdings, daß Korallen in Süß- und Brackwasser nicht fortkommen. Aber soll diese Tatsache genügen, die tiefen Seebuchten zu erklären? Ich habe nicht geringe Bedenken. Denn erstens gilt es solche Einbuchtungen und Kanäle auch bei niedrigen Atollen, auf denen es — Süßwasserläufe garnicht gibt. Zweitens existieren auf Jap einige sogenannte *Matefs* d. h. tiefe Seegruben innerhalb des Riffes, die ringsherum von Korallengebilden eingeschlossen sind und weder mit dem offenen Meere, noch mit Süßwasserläufen vom Lande her durch Kanäle in Verbindung stehen. Wären sie von Süßwasserläufen gebildet, so hätte auch der Weg, den das Süßwasser bis zu ihrer Stelle genommen, von Korallengebilden frei bleiben müssen, aber nichts von alledem. Ringsherum sind massige Korallenstöcke und mitten zwischen diesen auf einmal eine große Vertiefung ohne

Korallen wie ein See. Ferner bilden auch die eigentlichen Kanäle nicht überall die Fortsetzung der Süßwasserläufe, was doch sein müßte, wenn sie bloß durch diese hervorgerufen, resp. vor der Sperrung durch Korallengebilde bewahrt worden wären. Ja, zuweilen laufen diese Kanäle parallel dem Lande, sodaß sie direkt quer zu den von den Höhen herabkommenden Flußläufen liegen. Außerdem, wie sollte die verhältnismäßig äußerst geringe Menge Süßwasser, welche die vielfach nur periodischen Bächlein dem großen Meere zuführen, in stande gewesen sein, so große und ausgedehnte Buchten wie den Hafen von Tomill oder die Einbuchtung bei der Insel Numong (siehe Karte) von den üppig wuchernden Korallen frei zu halten. Schließlich, wie soll ich mir erklären, daß selbst wieder innerhalb der Kanäle und der Matafs, wo doch das Süßwasser seine Arbeit tun soll, Korallengebilde, sogar manchmal mächtige entstanden sind?



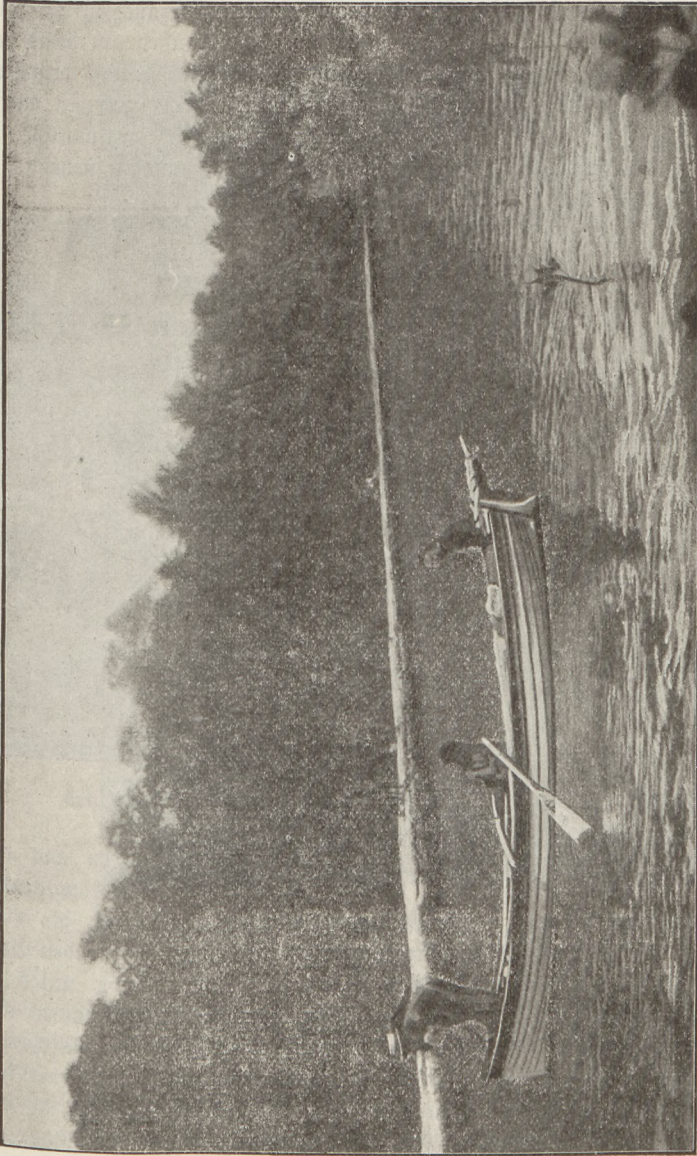
Ansicht der auf einigen in den Hafen von Tomill vorstührenden Inselchen gelegenen Europäer-Kolonie mit dem ehemaligen spanischen Fort, dem jetzigen Regierungssitze.

Daher kann ich, wenn auch tatsächlich Süßwasser den Korallenbau hindert, nicht gut anerkennen, daß dieser Tatsache allein oder nur in erster Linie das Dasein der großen, zu förmlichen Häfen ausgewachsenen Kanäle und Buchten zu verdanken ist, mag auch das Süßwasser einigermaßen zum bessern Freihalten dieser Meeresarme oder -Finger beitragen. Mir scheint die Erklärung die natürlichste, daß diese Kanäle und Buchten nichts anderes sind, als sich unter dem Meere fortsetzende tiefe Erdfalten, die von den Höhen des Festlandes kommen, sodaß an diesen Stellen den Korallen der nötige Unterbau zum Aufsetzen fehlte. Doch mögen die Fachmänner die letzte Entscheidung treffen.

Was endlich die Höhen-Formation der Insel anbetrifft, so ist dieselbe im Nord-Osten gebirgig bis zu 300 m und drüber. Nach Süd-Westen zieht sich ein immer sanfter absteigender Höhenzug wie ein Rückgrat durch die Insel, der schließlich in eine flache, nur wenige Meter über dem Meerespiegel sich erhebende, spitz zulaufende Ebene von Korallen-Sand ausläuft.

B.
Vegetation.

Die Heimat der Vegetation auf Yap ist wohl im großen und gauzen der malayische Archipel, da alle auf unserm Gilande vorkommenden Pflanzenarten sich auch dort nachweisen lassen.



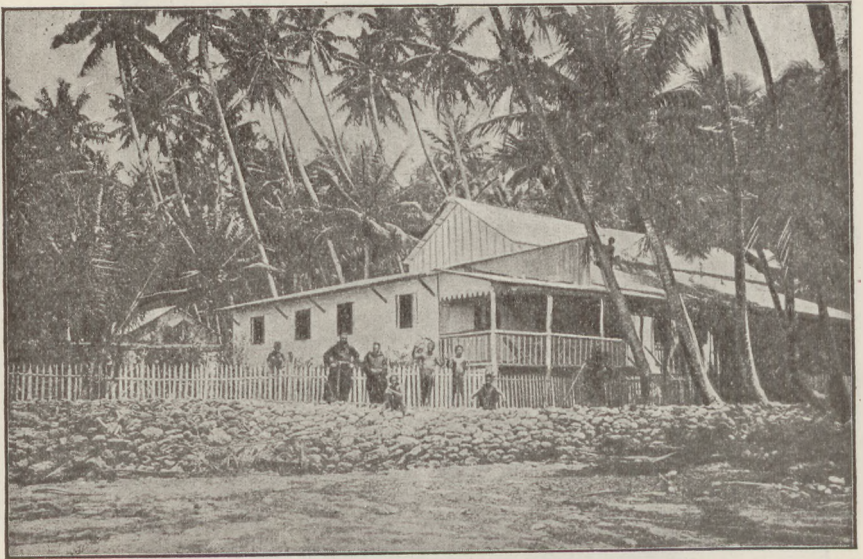
Aufsicht eines großen vom Dorfsaule ins Meer hinausgebauten Lugschiffes aus Korallensteinquadern.
Vorne Missionsboot; im Hintergrund Salzwasferbusch.

all
1891
Anwar
unisch
und die
reißquaf
epirront im

Die Verteilung der Vegetation über die Insel ist keine gleichmäßige. Abgesehen davon, daß die Insel im Südwesten im allgemeinen fruchtbarer ist, besonders an Kokospalmen, als der gebirgige Höhenzug nach Nordosten hin, kann

man nach dem Vorgange von Prof. Volkens folgende Vegetations-Zonen oder -Ringe feststellen, indem man von dem Meere aus nach den Höhen hinansteigt.

a) Die Salzwasserzone im Bereiche des Meerwassers, d. h. soweit die Flut das Korallenriff überspült und als sumpfiger Arm in das Innere des Landes hineingreift. In dieser Zone vegetiert vorzugsweise der sog. Salzwasserbusch oder die Mangrove. Sie ist ein dichtes verschlungenes Buschwerk, das sich auf phantastischen Stelzenwurzeln erhebt, die dem Gewächs gestatten, sich auch in dem weichen Meerschlamm von allen Seiten fest gegen die zwar schon draußen am Riffe in der Hauptsache gebrochenen, aber doch noch kräftig gegen den Strand anspülenden Wellen zu stemmen. Von dem Gebüsch hängen zahlreiche neue Wurzeln und Sezlinge wie lange Strähne herab, während sich von unten eigentümliche, spitze Regelwurzeln bis über die Flut erheben, die, eine neben der andern stehend, einen



Missionsstation von Gorrer, im Palmenhain gelegen; vorne Strand,

ganzen Wall aus dem Boden herausragender Spitzen bilden. Mitten aus diesem verschlungenen Mangrovengebüsch mit seinen gummiartigen, hellgrünlänzenden, bis auf die Flut herabreichenden, dicht stehenden Blättern recken sich die riesigen Arme hoher, phantastisch gestalteter, über und über mit Moosen, hängenden Gräsern und sonstigen Schmarozerpflanzen bedeckten Mangrovenbäume hervor, unter deren weiten Kronen namentlich in den einsamen, stillen, sumpfigen Meerbuchten oft ein wunderbar zart gedämpftes bläulich-grünliches Licht einen geradezu märchenhaften Schimmer wirft auf die am Boden in den sonderbarsten Gestaltungen und Verrenkungen sich hinziehenden Wurzelknorren. Wäre es nicht so überirdisch still in diesem sumpfigen Mangrovenbusch, wo selten ein Vogel kreischt, und nur der träge Leguan auf knorrigem Aste sich sonnt oder langsam durch den Schlamm kriecht, man sollte beim Anblick dieser sich in tausend Formen und Gestalten am Boden windenden oder sich rechts und links reckenden Wurzelstöcke, Äste und Baumstumpfen an einen aufgeregten Streit und Ringkampf nächtlicher Kobolde glauben.

b) Die Strandzone, welche den Übergang von der See zum Lande bildet. Sie ist an den meisten Stellen ein unfruchtbarer Sandstreifen, in welchem nur hier und da ein kleines Schlinggewächs, eine vereinzelte, verirrte Rizophore ihr kümmerliches Dasein fristet. Wo die sumpfigen Mangrovenwälder sind, existiert überhaupt diese sandige Übergangszone nicht, sondern dort folgt gleich unmittelbar

c) die Zone des Kulturlandes. Sie umfaßt die Niederungen der Küste und einen Teil der ansteigenden Höhen, und besteht aus regellos durcheinander



Ein Eingeborener erklettert mittelst einer Fußschleife aus starkem Bast sprungweise hüpfend eine Kokospalme.

liegenden Wald-, Feld- und Garten-Partien. Die Eingeboren haben nämlich zwischen den wildwachsenden Tropenwaldpartien aus Kastanien, Kallophyllum, Bambus, Mangroven u. a. Bäumen, und den reichen Beständen an teils wildgewachsenen, teils angepflanzten Kokos- und Bethelpalmen, Brotfruchtbäumen, Pandanus edule u. a. ihre Dörfer angelegt, die aus einem zusammenhanglosen Konglomerat von systemlos und willkürlich hingebauten Häusern und Hüttchen bestehen. Direkt um die einzelnen, zerstreuten Wohnungen herum liegen dann Gärtchen mit Bananen, Papayen, Apfelsinen, Wassermelonen, Zitronen, Kürbissen, Ananas usw., während man in nicht allzu großer Ferne an besonders ausgesuchten, wasser- und

humusreichen oder doch geschützten Stellen kleinere Felder und Kulturen angelegt hat mit Taro, Yamis, Bataten, Zuckerrohr usw.

Was dem Europäer auffällt, ist die Seltenheit von Blumen, obwohl dieselben unter den Eingeborenen so überaus hoch geschätzt sind. Nur einige Ziersträucher verschönen einigermaßen die sonst nicht gerade sorgfältig gepflegten Gärten.

d) Die Höhen- und Bergzone. Dieselbe macht im allgemeinen einen kahlen, tristen, unfruchtbaren Eindruck. Denn die Berggrücken und Gipfel sind fast baumlos, wenn man absteigt von dem allerdings zwar häufig vorkommenden Pandanus, der aber doch keine zusammenhängende Busch- oder Waldpartie bildet, sondern in großen Abständen steht mit weiten Lichtungen und überhaupt mit seinen walzenförmigen, grauen, zweiglosen Ästen und seinen schilfartigen, stachelbesetzten, oft rappeldürren Blätterbüscheln einen nicht gerade lieblichen Anblick darbietet. Den Boden bedeckt entweder gar nichts, sodaß an vielen Stellen eine fuchsigrote, ärmliche Krume verwitterten Gesteins offen zu Tage liegt; oder dürrer, hohes, stengelartiges Gras bildet eine eintönige, an manchen Stellen schwarz oder rostbraun ausgebrannte Steppe, deren Anblick im Gegensatz zu der üppig grünen Kulturzone melancholisch stimmt. Denn nach saftig grünem Gras, nach einem lieblichen Rasen dürstet und lechzt das Auge vergeblich auf Jap.

Man hat versucht, die wüstenartigen Höhen und Steppen, die sonst von niederstürzenden Tropenregen abgespült werden, anzupflanzen und ein wenig aufzuforsten, aber bisher nur mit minimalem Erfolg. Letzteres läßt sich auch sagen von einigen schwachen, allerdings nicht kunstgerecht betriebenen Versuchen, Kakao- und andere Plantagen anzulegen.

Alles zusammengenommen darf man sagen, die Vegetation in Jap ist nicht gerade reich an Pflanzenarten, auch weist sie keinen eigentlichen Urwald auf im landläufigen Sinne, wo sie aber einigermaßen günstigen Boden findet, prangt sie in tropischer Fülle.

C.

Die Tierwelt.

a) Die Land-Fauna ist vielleicht noch ärmer als die Flora. An Säugetieren existiert nur die Ratte, die Maus und die Fledermaus, d. h. nur der sog. fliegende Hund, der allerdings sehr zahlreich vertreten ist. Eingeführt ist an Säugetieren der Hund und das Schwein. Letzteres ist auf der ganzen Insel zahlreich verbreitet, obwohl es erst seit den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts eingeführt sein soll. Leider entspricht die Qualität nicht im entferntesten der Quantität. Es ist ein kleines, fast ausnahmslos schwarz gefärbtes Vorstentier von halbwildem Charakter, das nur ein höchst minderwertiges Fleisch liefert.

Ich bin aber überzeugt, daß sich die Qualität bedeutend hinaufzichten läßt, wenn man von der jetzigen ausschließlichen Fütterung mit Kokosnüssen und einigen Früchteresten zu einer besseren Pflege und Nahrungsweise übergeht. Zwei prachtvolle Zuchttiere, welche Herr Bezirksamtman Seniff von Australien her zur Verbesserung der Race kommen ließ, haben nach dem ersten Wurf leider eine zoelibatäre Lebensweise eingeschlagen. Früher gab es auch Pferde auf Jap, die von den Spaniern eingeführt waren und prächtig auf den steppigen Höhen gediehen. Als aber der spanisch-amerikanische Krieg ausbrach, wurden alle nach den Philippinen exportiert bis zum letzten Stück, sodaß nur noch die spanischen Esel zurückblieben

d. h. die Regierungsleute, die nicht einmal ein einziges Paar zu erneuter Aufzucht als Stamm zurückließen. In neuester Zeit hat Herr Bezirksamtmanu Senfft einige Ponny's von Honkong eingeführt. Die Händler Friedländer und Brüggemann haben gemeinsam eine Anzahl Kinder eingeführt, die in den Steppen gut gedeihen und sich bald soweit vermehrt haben, daß man wenigstens bei besonderen Gelegenheiten einen „Mastochs schlachten“ und sich an frischem Fleische gütlich tun kann, und wärs auch nur von einer altverdienten Kuh. Eine andere Art von Hornvieh hatten die spanischen Missionare eingeführt, nämlich Wasserbüffel, die äußerst zahm und zu schwerer Arbeit verwendbar sind. Zwei vom Herrn Bezirksamtmanu eingeführte Kangurus sind leider eingegangen zu großem Leidwesen selbst der Eingeborenen, die diese „großen Ratten“ nicht genug bestaunen konnten.

Die Vogelwelt ist etwas zahlreicher als die Säugetiere. Man zählt etwas mehr als ein Duzend Arten, von denen einige in sehr zahlreichen, andere in nur wenigen, noch andere in vereinzeltten Exemplaren vorkommen. Singvögel gibt es fast keine. Am zahlreichsten vertreten sind verschiedene Seevögel, dann ein hellroter kolibriartiger Honigsauger und ein kohlschwarzer Glanzstaar mit goldgelben Augen. Letzterer, Gapehu genannt, ist insofern der interessanteste Vogel auf Jap, als er, zwar selbst ein Früchtedieb comme il faut, sehr scharf aufzutreten pflegt gegen die Diebesgelfüste des „Galuff“, einer sehr großen Eidechse. Wenn diese nämlich in ihrer nimmerfattten Freßgier Eier und junge Vögel fuchend, eine Kokospalme erklettert, auf welcher der Gapehuvogel Heim und Hausstand gegründet, so schießt er, durch lautes Kreischen noch eine Anzahl Kampfgenossen aus seiner schwarzen Sippe zur Hülfe herbeirufend, mit dem kecken Mute unserer schwarzen Dohle auf die am Stamme hängende Eidechse los und versetzt ihr im Vorbeifliegen mit seinem kolbenartigen Schnabel einen festen Hieb auf den Schädel. Derselbe brummt bald unter den fortgesetzten „Kolbenschlägen“ der aufgeregten Sippe derart, daß dem Galuff mit dem Hören und Sehen zugleich auch der Appetit nach den jungen Krammetsvögeln vergeht, und er sachte, aber entschieden den Rückzug antritt.

Man hat auch fremde Vögel, wie Papageien und Tauben eingeführt, doch in so geringer Anzahl, daß man selten im versteckten Gebüsch der weiten Insel einen neuen Sprößling antrifft.

Das interessanteste Phänomen in der Vogelwelt war vor einiger Zeit das unerwartete Auftauchen von Schwalben. Es war die Zeit der südwestlichen, heftigen Regenstürme, und wahrscheinlich waren die lieben Tierchen, die uns eines Morgens nach stürmischer Nacht mit ihrem langvermißten freundlichen Gezwitscher wie Boten aus der fernen, fernen Heimat begrüßten, durch diese Stürme nach Jap verschlagen worden, vielleicht von dem nur wenige Tagereisen entfernten Palao's, wo es eine Sorte kleiner Schwalben gibt. Die gewandten Luftsegler blieben 1 $\frac{1}{2}$ Tag bei uns, und wie sie gekommen, waren sie auch beim ersten Aufklären des Wetters wieder verschwunden.

Auch sonst erhält Jap zuweilen den Besuch eines fremden Seevogels, der zu nisten kommt und nachher wieder verschwindet. An Eidechsen weist Jap 4 verschiedene Arten auf, zu welchen noch eine fünfte hinzutritt, die sich tagsüber versteckt hält, aber von der Abend- bis zur Morgendämmerung fleißigem Mücken- und Falterfang obliegt. Alle 5 Arten kommen in sehr zahlreichen Exemplaren vor.

Die interessanteste von allen, überhaupt das interessanteste Tier in Jap — wird es doch mehrere Monate göttlich verehrt — ist der „Galuff“ (*Hydrosaurus marmoratus*), ein überaus diebischer, dabei aber doch dumm-träger Kamerad, der fast bis 1½ m groß wird.

Übrigens hätte ich auf Jap beinahe einmal mein Lebensglück begründet durch den Fang einer kleinen Eidechse mit zwei völlig ausgewachsenen, absolut unverkrüppelten Schwänzen von normaler Größe und Form. Ich hätte mit diesem seltenen Naturstück nur die Spielhöhlen von Macao aufzusuchen brauchen, um dort den chinesischen Bankhaltern so viel Geld abzuknöpfen als mir beliebte — so glaubt der bezopfte Sohn der Mitte. In meiner hellen Freude eilte ich mit dem Doppelschwänzer nach Hause, um das seltene Tierchen in die Alkohol-Flasche zu tun. Aber geschworener Feind jeglichen Alcool-Genusses, würgte es, als ich den Stöpsel abnahm, beim ersten Geruch des verhassten Fusels sich derart widerstrebend in meinen Fingern herum, daß schließlich das eine Schwänzchen abbrach und das kluge Tier, den Augenblick meiner Verwirrung benutzend, mit dem andern eiligst das Weite suchte. So stand ich da, ich armer Tor, und war so „glücklich“ wie zuvor, denn zerbrochen war das Glück von Edenhall.

Schmetterlinge und Käfer sind nur in wenigen Arten und Exemplaren vertreten. Ameisen und Insekten sind zahlreich vorhanden. Am bemerkenswertesten ist der sog. „Viglig“, ein ganz kleiner Mosquito — auch der gewöhnliche, größere ist da — der kaum so groß wie ein Nadelkopf ist und sich nur als ein winziges, schwarzes, stechendes Pünktchen auf der Haut verrät.

Von giftigem Getier existieren nur ein kleiner Skorpion, dann der Tausendfüßler und eine große schwarze Ameise.

b) Die See-Fauna ist im Gegensatz zu der Landfauna überaus zahlreich an Arten und Exemplaren. Es würde jedoch kein Ende nehmen, wollte man auch nur die bemerkenswertesten der zahllosen Fische, Schal- und Weichtiere nennen, welche die See bevölkern.

Groß, klein, gefährlich, harmlos, träge, flink, appetitlich, ungenießbar, eintönig, farbenprächtig, unauffällig, phantastisch, so schleicht und kriecht und schwimmt und fliegt es im buntesten Wechsel durch die blaugrüne Flut, hier an der Oberfläche, dort in abgründiger Tiefe, hier auf sandigem Boden, dort zwischen den buntgestaltigen Korallengebilden mit ihren tausend Ästen, Labyrinth und Schlupfwinkeln. Die Formen und Farben, die Gestalten und Lebensäußerungen, die sich dem Auge bei einem Blick in die tiefe Korallensee erschließen, sind so phantastisch entzückend, so märchenhaft wunderbar, daß man tatsächlich fast eher an ein Märchen, denn an Wirklichkeit glauben sollte. Ist der Anblick der Insel Jap nicht in allweg idyllisch, ist das Leben der Natur auf dem Lande etwas einsam, still, melancholisch, das Meer birgt in seinem fruchtbaren Schoße so viel Leben, so viel Schönheit, so viel Wunder, daß man Stunden, was sage ich, daß man Tage lang, ja ohne Sättigung von einem Canoe oder Boot aus den entzückten Blick in die Tiefe, die kristallreine, werfen und genießen möchte.

D.

Das Klima.

Wegen der äquatorialen Lage der Insel Jap ist das Klima tropisch heiß. Die mittlere Temperatur im Schatten schwankt zwischen 28° und 32° C. Trotz

dieser hohen Temperatur fröstelt der Japmann gleich, wenn der Himmel mal einige Tage einen grauen Vorhang vor die Sonne zieht. Oder wird unser Insulaner bei einer Canoeahrt durch eine plötzliche Regenboe überrascht, so klappert er schon mit den Zähnen, wenn sie erst herannahet und zittert fröstelnd am ganzen Leibe, wenn die ersten Tropfen auf seine nackte Haut hierniederprasseln. Nicht selten stürzt er sich dann in die See, die stets eine hohe Temperatur hat und wartet mit kaum aus dem Wasser ragenden Kopfe, bis der Regenschauer vorüber ist.

Um hier gleich die Regenverhältnisse mit einigen kurzen Worten zu berühren, so ist es verkehrt, in Jap von einer ausgesprochenen Regenperiode in dem Sinne zu reden, als stände sich eine scharf abgegrenzte Trocken- und Regenzeit gegenüber; das ist nicht der Fall. Wohl aber läßt sich von einer besonderen Regenzeit in dem Sinne reden, daß es in gewissen Monaten, nämlich während der SW-Winde, zu häufigen, langandauernden, oft Tage und Nächte ununterbrochen niedergehenden, wolkenbruchartigen Regen kommt, während die übrige Zeit des Jahres, wenn der NO-Passat weht, zwar auch fortgesetzte Niederschläge erfolgen, aber nicht so reich und massig, sondern nur in schnell heranziehenden und vorübereilenden, wie ein Platzregen sich entladenden Böen. Während letztere der Schifffahrt, besonders den in der Nähe von Atollen und Riffen kreuzenden Seglern gefährlich werden können, da sie fast urplötzlich auftreten, durch ihre dichten Schauer die Aussicht stark eingrenzen und vielfach heftige Windstöße mit sich führen, deren Stärke sich nicht immer im voraus tagieren läßt, haben die massigen Niedergänge der „Regenperiode“ den großen Nachteil, daß sie den aus verwittertem Gestein gebildeten neuen Humus von den Höhen herabspülen und durch die kurzen Süßwasserläufe dem Meere zuführen, sodaß die kahlen Berge nie recht zu dem nötigen Nährboden für eine üppige, reizende Vegetation kommen.

Eine andere hervorragende Eigenschaft des Klimas ist seine Gleichmäßigkeit. Während z. B. in Australien zwischen Winter und Sommer ein Temperaturwechsel bis zu 25° C Unterschied konstatiert wurde, kommt es in Jap im ganzen Jahr nur zu einer Wärmeschwankung von etwa 5° C, sodaß man sagen kann, dort herrscht ewig gleichmäßiger Hochsommer. Selbst des Nachts ist die Temperatur nicht bedeutend geringer wie am Tage. Beträgt sie doch meist 25° C, oft sogar 27° C. Nur in sehr seltenen Fällen, wenn mehrere „kühle“, d. h. recht regnerische Nächte aufeinanderfolgten, gelang es mir zu photographischen Zwecken eine Wassertemperatur von 22° C, einmal von 21° C zu erzielen, indem ich die Flüssigkeit in einem porösen Krüge aus Ton an einer sehr zugigen Stelle aufhängte. Wegen der Gleichmäßigkeit seiner hohen Temperatur wäre das Klima wenig angenehm, wenn es nicht durch den kräftig streichenden Monsun und durch das Meer gemildert und erträglich gemacht würde. Freilich sollte man meinen, daß es eher wohlwüstende „Frankfurter“ als die Reize des Klimas gewesen seien, die einen lieben, guten Herrn zu dem entzückten Ausspruch vermochten, daß man in Jap „selbst während der Mittagsstunde in angenehmstem Wohlbehagen zu schwelgen vermag.“

Der NO-Passat setzt in der Regel im September oder Oktober ein und weht bei wechselnder Stärke fast Tag und Nacht bis etwa Mai oder Juni, wo länger andauernde Stillen mit drückender Hitze den Übergang zu dem entgegengesetzten SW-Winde bilden, der etwa Ende Juli einsetzt und meistens sehr stürmisches Wetter mit sich bringt. Der Übergang von einem Monsun in den andern hält keine bestimmte Zeit inne, sondern tritt oft einen Monat früher oder später ein. Dieser Umstand

ist den Eingeborenen manchmal sehr verderblich, da sie bei ihren sowieso schon gefährlichen Hochsee-Fahrten von der vorausberechneten Windrichtung abhängig sind.

Die Monsune haben übrigens die Eigentümlichkeit, daß sie tagsüber am kräftigsten über Meer und Insel streichen, während sie mit der scheidenden Sonne nachlassen, ja sich manchmal zur Ruhe legen, um sich anderen Morgens etwa gegen 9 Uhr, wenn das Tagesgestirn wieder hoch gestiegen und mit seinen glühenden Strahlen Luft und Wasser durchwärmt, wieder zu erheben und mit erneuter Kraft und Frische einzusetzen.

Daß endlich das Klima einen überaus großen Feuchtigkeitsgehalt der Luft aufweist, wird niemand wundern, der sich daran erinnert, daß Jap wie alle Karolineninseln nur ein kleiner fester Punkt ist, den rings eines Ozeans Unendlichkeit umgibt. Die Feuchtigkeit ist so groß, daß Eisen in wenigen Tagen verrostet, Vernickelungen in wenigen Wochen gänzlich abblättern.

Nun die wichtige Frage: Ist das Klima gesund? Man hat gesagt, „außerordentlich gesund“. Das ist aber sehr *cum grano salis* zu nehmen; denn absolut verstanden ist diese Behauptung „außerordentlich übertrieben“.

Ich möchte das Klima „für den Europäer relativ gesund“ bezeichnen. Vergleiche ich es nämlich mit dem oft so mörderischen Klima sonstiger Tropengegenden, so darf ich das an Malaria, Dysenterie, Schwarzwasserfieber völlig freie Jap wohl als „gesund“ bezeichnen. Aber da es doch Tropenklima hat und dieses unter allen Himmelsstrichen an der Gesundheit des Europäers zehrt, so ist die Insel doch nur „relativ gesund“. In der Tat ruft ja auch deren eigenartiges Klima mit der Zeit eine große Erschlaffung des Organismus hervor. Denn die große Gleichmäßigkeit der Temperatur durch das ganze Jahr bei Nacht wie bei Tag läßt eine rechte Wiederauffrischung des Körpers nicht zu, und der hohe Feuchtigkeitsgehalt der Luft beeinträchtigt sehr die so notwendige Hautausdünstung. Man schwitzt ja dort lange nicht in dem Maße, wie die Höhe der Temperatur es erwarten und der Stoffwechsel es wünschenswert erscheinen ließe. Daher denn auch die Tatsache, daß Europäer, die sich nicht etwa bloß vorübergehend, sondern ununterbrochen längere Jahre auf unsern Eilanden aufhalten, ohne ab und zu in einer gemäßigteren Zone, sei es in Japan oder Europa, für eine Wiederauffrischung und Belebung des dünn und matt gewordenen Blutes zu sorgen, ausnahmslos frühzeitig und in auffallend starkem Maße altern. Die mal aufgetauchte Idee, aus dem idyllischen Jap einen klimatischen Kurort à la Madeira oder Algier zu machen, erübrigt sich demnach von selbst.

E.

Besondere Naturerscheinungen.

Gewitter treten eigentümlicher Weise sehr selten auf, sind wenig heftig und dauern nur kurz. Meistens ziehen sie nicht über Land, sondern hängen fernab am Horizonte des Meeres als großartiges Wetterleuchten.

Erdbeben kommen wohl mehrmals im Jahre vor, sind aber stets so leicht, daß manche sie nicht mal gewahren. Heftige Erdstöße habe ich keine auf Jap erlebt.

Die auffälligste Naturerscheinung, zugleich die gefährlichste, sind die in der Südsee so wohlbekanntem gefürchteten Taifune. Sie sind heftige Orkane, meist

ohne Gewittererscheinungen, aber von unwiderstehlicher Naturgewalt. In wenigen Stunden haben sie alles niedergerast, was in ihre Bahn kommt, Menschen, Häuser, Bäume, Vieh. Das Einzige, was ihrer tobsüchtigen Wut einigermaßen standhält, ist die schlanke Kokospalme. Auch in dieser Beziehung erweist sie sich als die wunderbare Gottesgabe, mit der eine gütige Vorsehung auch ihre verlässigsten Kinder auf den winzigen Eilanden der Südsee beschenkt hat. Rast nämlich der Sturm heran und türmt drohende Meereswogen auf, die wie ein geschlossener Wall auf die nur wenige Meter hohen Korallen-Artolle heranrauschen, um alles zu überfluten und ins Meer zu spülen, was auf dem Eilande krecht und flucht, dann bindet der arme Finsulaner Weib und Kind mit festen Stricken an die Kokospalme und steigt zuletzt selbst hinan, sich daran festzubinden. Denn er weiß, die rasende Windsbraut kann den himmellaugen, schlanken, völlig glatten, aftlosen, sehr biegsamen und zähen Stamm, der oben statt einer Baumkrone nur einen Blätterbusch aus großen Wedeln trägt, nicht recht packen wie andere mächtige Baumriesen und daher meist nur in heftiges Schwanken bringen, aber nicht völlig umknicken oder entwurzeln, wenigstens nicht die widerstandsfähigen Exemplare, die sich gerade „in den besten Jahren befinden“. Gefährlicher können allerdings die sich mächtig heranzwühlenden Wogen werden. Aber auch diese sind vielfach schon in ihrer Hauptkraft gebrochen, sobald sie auf die Insel hinaufgeworfen werden und vermögen daher wenigstens die schwächlich biegsamen Cocospalmen, die ihnen nur geringe Angriffsfläche bieten, mit den daran festgeklammerten Menschenkindern nicht immer mit sich fort zu reißen.

Die Gefährlichkeit der Taifune wird noch erhöht durch die Ungewißheit ihres Auftretens nach Zeit und Örtlichkeit. Zwar spricht man von einer „Zeit der Taifune“, d. h. von einer Jahresperiode, in welcher die gefürchtete Geißel der Südsee sich vorzugsweise einstellt; aber sicher ist man nie vor ihr, in keinem einzigen der 12 Monate des Jahres. Und was die örtliche Zone dieser gewaltigen Naturerscheinungen angeht, so gibt es zwar besondere Distrikte, wo Molus mit Vorliebe haust, so z. B. die Gegend zwischen Jap und den Marianen. Aber daß kein Inselchen der ganzen Südsee völlig sicher vor dem verheerenden Elemente dieser rasenden Stürme ist, beweist das Beispiel des erst jüngst von einem Taifun so jammervoll heimgesuchten Ponape.

Wenige Monate vor dieser schrecklichen Heimsuchung war ich noch auf dem reizenden Eiland und beratschlagte mit einigen dort schon lange ansässigen Europäern, wie unsere soeben gelandeten Missionäre den Ortsverhältnissen entsprechend am besten bauen würden: Leichter Holzbau oder massive Steinhäuser? Ich dachte an letztere, u. a. auch wegen etwa zu gewärtigender Taifune. „Taifune? Nie hier gewesen; wir liegen gänzlich aus deren Bereich und Zone“ — drei Monate noch, und die ganze Insel war ein einziger Trümmerhaufen.

Also kein Distrikt in der Südsee ist Taifun-sicher. Auch Jap hat die seinigen schon gehabt z. B. gerade an dem Tage, als die Insel von den Spaniern an die Deutschen übergeben wurde; hoffentlich kein böses Omen. Man braucht den Eingeborenen nicht zu glauben, wenn sie sagen, Taifune seien früher in Jap unbekannt gewesen. Haben sie doch selbst eine sagenhafte Überlieferung von einer riesigen Meerflut, die einst ihr Eiland zerstörte.

Da Jap dem Bildungszentrum der westpazifischen Taifune sehr nahe liegt, kann man dort öfters die Anzeichen eines in der Nähe vorbeirauschenden Taifunes

wahrnehmen — plötzliches, starkes Fallen des Barometers und heulende Windstöße, die das Meer aufpeitschen und wild im Zügel schäumen lassen.

Von großem Segen für die Schifffahrt in diesem Seewinkel, namentlich auch für die Linien, die zwischen den Philippinen und der chinesischen Küste fahren, wird sich eine neuerdings in der Kapuziner-Mission auf Jap angelegte Beobachtungsstation für Taifune erweisen, die ihre Resultate, vor allem die Bildung, Stärke und Richtung dieser gefährlichen Orkane, mittels des am 28. April 1905 eröffneten Kabels Menado—Jap—Guam, wo Anschluß nach Manila erfolgt, telegraphisch nach der Beobachtungs-Zentrale in letzterer Stadt berichten kann, damit von dort aus rechtzeitige Warnungen nach allen eventuell bedrohten Häfen erlassen werden.

Zweiter Teil.

Die Bevölkerung.

Erster Abschnitt.

Die Eingeborenen.

I.

Äußere Erscheinung.

A.

Abstammung und äußerer Typus.

A. Was zunächst die Abstammung der Karolinier und daher auch unserer Japleute angeht, so gibt es darüber zwei Ansichten. Die einen sagen, die Karolinier kamen von ostwärts von Amerika herüber. Zu dieser Ansicht neigen unter andern Kappel und neuerdings Volkens. Zur Begründung dieser Ansicht führt man die „mexikanisch klingenden“ Wortendungen *aki*, *ekl*, *petl* an, die man auf der Palaoosgruppe so häufig vernimmt; ferner die tatsächlich auffällige Ähnlichkeit der Ruckleute mit den Mexikanern; endlich die Tatsache, daß $\frac{1}{10}$ aller im Meere treibenden und an die Inseln verschlagenen Gegenstände von Osten herkommen und schließlich, daß man auf dem Inselchen Rukuor fast rein samoanisch spricht, also die Sprache einer weit nach Osten hin gelegenen Insel.

Andere Ethnographen und zwar die überwiegende Mehrzahl sagt, die Karolinier stammen vom Westen, wie sich aus folgender Völkerwanderung ergibt.

Aus dem Innern Asiens heraus kamen mehrere Mongolen resp. Mogoloidenstämme, welche zunächst die Asien vorgelagerten Inseln und dann im weiteren Vordringen das ganze Inselmeer des Ostens übersluteten, um schließlich selbst bis Amerika hineinzudringen. Diese Theorie erklärt also ganz gut die ethnographischen Berührungspunkte zwischen den Bewohnern des Pacifics und den amerikanischen Mexikanern. Es waren nun vor allem zwei große Völkerschaften, die aus dem Innern Asiens hervorbrachen, um die zunächst liegende Inselwelt zu bevölkern, nämlich erstens die sogenannten *Ainos*. Sie kamen aus dem Amurgebiet und besetzten die japanischen Inseln. Zweitens die Malaien. Sie kamen aus Hinterindien und übersluteten zunächst die Sundainseln. Mit diesen Malaien haben wir es im folgenden nun hauptsächlich zu tun. Ursprünglich Festländer bildeten sie sich auf den neu okkupierten Inseln allmählich zu kühnen Seefahrern heran und drangen nun nach Osten hin über die anderen Inseln weiter und zwar in drei größeren Völkerstämmen: Der nördlichste Strom ging über die Philippinen und gelangte nach den japanischen Inseln. Hier mischte er sich mit den schon vorher dort angekommenen *Ainos* und bildete das Volk der jetzigen Japaner. Der südlichste Strom kam von Sumatra und ging über Java,

Timor bis nach Australien hinab. Hier mischte er sich mit den schon ansässigen Negroiden und bildete das Volk der Melanesier, deren Charakteristikum dunkle Farbe, krauses Haar und ein langer, schmaler, hoher Schädel ist.

Der mittlere Strom kam von Borneo über die Molukken bis nach Neu-Guinea und überflutete den ganzen fernen Osten. Ihm entstammen die Polynesier und Micronesier, deren Charakteristikum im allgemeinen hellbraune Farbe, schlichtes Haar und vorherrschend kurze, breite Schädelform ist.

Die Micronesier, zu denen die Carolinier und daher auch unsere Zapfleute zählen, haben nun aber im Verlaufe der Zeit aus allerhand nicht näher zu berührenden Ursachen eine große Anzahl von Varietäten und Abweichungen von dem vorher charakterisierten Allgemeintypus herausgebildet, so daß die Gelehrten gar nicht mehr sicher festzustellen wissen, in welchem ethnographischen



Gruppe von Zapfleuten.

Verhältnisse die Micronesier zu den Polynesiern und Melanesiern stehen. Ein ganzes Heer von Ansichten ist aufgestellt worden.

Die einen sagen, die Micronesier sind eine einheitliche, selbständige, von Polynesiern und Melanesiern völlig zu unterscheidende Rasse. So Lesson, Steintal, Bastian, Gerland, Steinbach. Letzterer sagt, die Micronesier und Polynesier sind gleichzustellende Unterabteilungen der Malaien und Praemalaien.

Andere meinen, die Micronesier sind eine bloße Variation oder Unterabteilung der Polynesier. So Dumont d'Urville, Meinecke, Finsch.

Noch andere halten die Micronesier für eine Mischung der Polynesier und Melanesier, z. B. Peschel.

Wieder andere stellen die Ansicht auf, die Micronesier seien eine ursprünglich selbständige Rasse, die sich aber später stark mit Polynesiern und Melanesiern vermischt habe. So Krause und v. Luschan.

Eine letzte Ansicht meint, die Micronesier sind eine Rückmischung zwischen ihnen und den Malaien. So urteilen z. B. Friedrich Müller und Semper.

B. Da wir uns keineswegs berufen fühlen, diesen Streit der Gelehrten zu entscheiden, wenn wir auch nicht anstehen zu bekennen, daß uns die beiden letzten Ansichten am meisten zusagen, so gehen wir über zur Betrachtung des äußeren Typus der Japleute. Wie schon angedeutet, ist derselbe nicht in dem Sinne einheitlich, als ob es nicht, und zwar fast ausschließlich beim männlichen Geschlecht, zahlreiche individuelle Varietäten und Abweichungen vom Allgemeintypus der Japinsulaner gäbe, wie er im folgenden gezeichnet wird. Gibt



Gruppe von Eingeborenen.

es doch auf unserm Gilande einzelne ausgeprägte Semitentypen mit schmalem Oval und fast feinen Lippen, und trifft man daselbst vereinzelt sowohl den dunklen, kraushaarigen Negroïdenkopf als leicht chinesisch geschlitzte oder auch wieder europäisch geformte Rundaugen — alles Ausnahmen und Abarten von dem nunmehr zu betrachtenden Allgemeintypus.

Der Körperbau im Allgemeinen ist ebenmäßig und wohlgestaltet, von mittlerer Größe und schlank, selten herkulisch oder beleibt, trotz guter Ernährung. Durchweg sind die Weiber kleiner und gedrungener als die Männer. Die Haltung ist aufrecht und gerade, nicht selten stramm, der Gang elastisch und leicht, aber nur bei den Männern. Denn wegen der Schwerfälligkeit der vielen,

wie ein wulstiges Polster um die Hüften gelegten Grasröcke vermögen sich die Frauen nur mit abgehaltenen, rudern den Armen und Händen fortzubewegen, was dem Gange die Eleganz nimmt, ihn mühsam, gearbeitet erscheinen läßt.

Die Hautfarbe der Japleute ist braungelb, in zahlreichen individuellen Nuancen wechselnd zwischen chokoladebraun und kakaogelb. Die hellere Färbung ist sehr geschätzt. Die blendende Weiße eines europäischen Armes entlockt dem Japmann Entzücken. Immerhin tröstet ihn das Bewußtsein, daß es noch schwärzere Menschenkreaturen auf Erden gibt, als er. Eine künstliche Aufhellung der Haut, die von Natur nur an den Innenflächen der Extremitäten etwas lichter gefärbt ist, sucht er durch Bestreichen mit gelbem „Keng“ zu erreichen, einer Pasta aus der Gelbwurz.

Einen besonderen Glanz erhält die Haut durch Einreiben mit Kokosöl, das zugleich vor Erkältung hüten soll.

Die Haut wird nicht von allen tätowiert und auch stets nur partienweise, nie vollständig am ganzen Leibe.

Der Kopf im besonderen verdient eine spezielle Betrachtung. Als Ganzes genommen hat er eine kurze, rundlich breite Form. Das Gesicht ist breit mit wenig ausgeprägten oder durchgeistigten Zügen, ohne gerade banal, nichtsagend, verschwommen zu werden. Nur bei Frauen ist letzteres vielfach der Fall. Hier und da gibt es aber auch ziemlich ausdrucksvolle Gesichter, auch bei jüngeren Frauen und Mädchen, die oft lebhaftere Mielen und Augen aufweisen, solange sie noch nicht in der Ehe zum stumpfsinnigen Arbeitstier herabgesunken sind.

Das Auge des Japmanns ist überhaupt, wenn auch von unmerklich leicht geschlitzter Form, nicht unsympathisch. Es ist groß und voll, durchweg schwarzbraun bis tief schwarz und glänzend, wobei die etwas gelbliche Tönung des Weißes verhindert, daß der schwarze Stern gar zu grell erscheint. Dabei ist das Auge bei der Unterhaltung meist umspielt von einem freundlichen Lächeln. Bei kleinen Kindern schaut das Auge oft wundersam zutraulich drein, während es bei ältern Männern und Frauen sehr an Glanz und Ausdruck verliert und um so verschwommener erscheint, je mehr sich das Weiße einem schmutzigen, von unterlaufenen Adern durchzogenen Gelb nähert.

Die Sehkraft des Japmanns ist eine ausgezeichnete. Er erkennt Personen auf sehr weite Entfernungen, er gewahrt ohne Mühe Fische, Krabben, Weichtiere im Wasser, auch wenn sich ihre Gestalt und Färbung noch so wundersam der Umgebung angepaßt; mit sicherem Wurf speißt er selbst kleinere Fische mitten im Laufe an seinem Speere auf; Schiffe und Flaggen unterscheidet er leicht, auch wenn sie noch weit draußen auf See sind.

Schielende Augen begegnen einem fast nie auf Jap, und eigentliche Augenkrankheiten sind, soweit ich beobachtet, völlig unbekannt.

Die Nase zeigt selten eine leicht semitische Biegung und artet nie zur Adlernase aus. Sie ist fast durchweg grade, kurz und dick, an den Flügeln etwas erbreitert, doch nicht übermäßig platt oder gar eingedrückt. Die Scheidewand ist meist durchstoßen, aber nicht etwa, um Ringe und sonstigen Schmutz hindurchzustechen, sondern „damit der Tote im Jenseits das richtige Haus finde“. Deshalb wird die Durchbohrung nötigen Falls noch nach dem Tode vorgenommen.

Künstliche Blutung der Nase wird zuweilen durch Einführen eines Pandanusstachels hervorgerufen.

Der Mund ist durchweg groß und breit mit mehr oder weniger stark gewulsteten Lippen. Letztere sind dunkelrot gefärbt, besonders bei den Erwachsenen, aber nicht von der zarten Röte durchscheinenden Blutes, sondern schmutzig rot vom Bethelkauen. Vielfach kleben auf ihnen hängen gebliebene Restchen des mit der Bethelnuß kleingekauten, ausgezogenen und dann ausgespuckten Pfefferblattes, was das „Mundwerk“ noch um so „ungewaschener“ erscheinen läßt. Dieselbe schmutzig rote, brennende Färbung weisen die von dem scharfen Saft durchgebeizte Zunge und die Zähne auf. Letztere werden zudem, da weiße Zähne für unschön gelten, bei den jungen Mädchen, die ins heiratsfähige Alter eintreten, auf künstliche Weise schwarz gefärbt. Ich habe indessen auch Männer gesehen, die dieses Verschönerungsmittel nicht verschmäht.

Ein schönes, vollzähliges Gebiß trifft man in Jap nicht gerade allzuoft an, weil die Zähne, vielleicht infolge des Bethelkauens oder auch der weichen Nahrung, früh faulen und lückenhaft werden.

Das Kinn ist rund und breit, aber nicht markant. Die Kinnladen sind wie auch die Backenknochen mehr regelmäßig als wuchtig und hervorstehend.

Die Ohren sind an und für sich klein oder doch regelmäßig ohne besondere Abnormitäten. Aber die Sitte, sie etwa mit dem 12. Jahre zu durchbohren und sie dann mit allerhand Schmuckgegenständen zu belasten, führt allmählich eine Erweiterung und Verlängerung des Lappchens herbei, das ganz schlaff herunterhängt und nicht selten sogar völlig durchreißt.

Das Durchstechen geschieht mittels eines scharfen, dreieckig zugespitzten, aus der verhärteten Juncuschale der Cocosnuß gearbeiteten, daher etwas gekrümmten, kurzen, nagelartigen Instrumentes. Das Loch wird mit Öl bestrichen und zunächst durch ein feines Bambusstäbchen offen gehalten. Allmählich wird die Öffnung immer mehr erweitert, und zwar bei den Mädchen noch mehr als bei den Knaben. Schließlich führt man ein besonders präpariertes, fast übereinander gerolltes Blatt ein, das bis zur völligen Ausheilung der Wunde bleibt und dann erst entfernt wird. Damit die Heilung normal verlaufe und die Wunde nicht durch Stoß oder Schlag oder sonstwie aufgerissen werde, deckt man die Ohren mit je einer entsprechend großen Cocos-Halbschale zu, die mit Schnüren fest an den Kopf angezogen und gebunden werden — ein höchst drolliger Anblick!

Das Kopf-Haar ist bei allen tiefschwarz gefärbt. Eine Ausnahme ist mir nicht zu Gesicht gekommen. Durch sorgfältiges Auswaschen und Einreiben mit Kokosöl oder auch nur aus der Nuß herausgeschabtem Kokosfleisch, was bei Gelegenheit des täglichen Bades geschieht, erhält es einen prächtigen Glanz. Bei Männern wie bei Frauen wird das Kopfhaar sehr voll und lang. Bei den Frauen ist es ohne Ausnahme glatt, schlicht, fein, bei den Männern teils schlicht und fein, teils kraus und buschig — eine sonderbare Erscheinung.

Bei den Kindern, Knaben wie Mädchen, wird es geschoren, bald ganz radikal, bald so, daß eine Art von Mönchs-Tonsur entsteht, bald blos etappenmäßig, sodas eine Anzahl „Treppen“ das Kapitol hinaufführen.

Bei den Unfreien wird das Haar stets als kurz geschnittener Schopf getragen.

Die Haartracht ist bei Männern und Frauen verschieden. Die Männer stecken ihr langes Haar fast durchweg ungescheitelt in einen mächtigen buschigen

Zöpfe vermittels eines hölzernen, langgezahnten Kammes direkt hinten auf dem Kopfe zusammen, sodaß dieser aufgetürmte Haarschopf einen vortrefflichen natürlichen Schutz gegen die Sonnenstrahlen bildet. Die Frauen dagegen scheiteln erst ihr Haar vorn auf dem Kopfe, und ballen oder schlingen es mit einem einzigen kunstgewöhnten Griffe zu einem mächtigen, wulstigen Knoten zusammen und zwar so, daß er stets seitwärts über dem linken Ohr hängt. Mehr noch als die Männer lieben es die Mädchen und Frauen, durch schöne Blumen oder prächtige Kränzchen Haar und Haupt zu verzieren. Haar-Ausfall ist selten in Jap.

Der Bartwuchs ist im allgemeinen ein sehr spärlicher. Ein acceptabler Vollbart ist eine Seltenheit, ein mehr oder weniger geratener Kinnbart schon etwas häufiger. Wo ein Schnurbart vorhanden, wird er, während die Spitzen stehen bleiben, über dem Munde vermittels einer Schließmuskulatur von den meisten ausgerupft, was aber keineswegs von der Sitte vorgeschrieben ist, da manche ihn vollständig stehen lassen.

Brusthaare werden zwar nicht durch eine Enthaarungs-Tinktur entfernt, wohl aber durch ein Messerchen oder eine beliebige Glascherbe sorgfältig abrasiert.

B.

Kleidung.

a) Die gewöhnliche, alltägliche.

1. Die Männer sind nach unseren Begriffen nur höchst dürftig bekleidet. Sie bedecken sich nur mit einem doppelten, einem untern und einem obern Gurt, den sie durch die Beine hindurchziehen und dann rund um die Lenden legen. Der untere „thu“ genannt besteht entweder aus einer anfangs etwas groben, später durch den Gebrauch etwas weicher werdenden, aus Pflanzenstoff gewebten und von den östlichen Inseln nach Jap eingeführten, länglich schmalen Matte, die zu einem etwa handbreiten Gürtel zusammengefaltet wird, oder aus einem entsprechend breiten und langen Streifen europäischen Katuns, der gleichfalls in geeigneter Weise vor dem Anziehen zusammengefaltet wird und bei jüngern Leuten meist rot, bei ältern blau oder gelb gefärbt ist.

Der darüber angezogene obere Leibgurt, „gau“ genannt, ist ein von den Weibern aus Hibiscus-Bast oder Bananen-Faser angefertigtes loses Knüpfwerk, welches gewöhnlich rot oder strohgelb, oft auch ungefärbt ist. Sowohl vorne wie hinten bildet es nach dem Anlegen einen mächtigen Bausch oder Büschel. Dieser „gau“ wird gleich abgelegt, sobald man in der salzigen See zu tun hat, z. B. beim Fischen oder wenn das Kanoe auf eine Untiefe geraten ist und abgeschoben werden muß.

2. Die Frauen sind vollständiger bekleidet als die Männer, wenigstens abwärts der Hüften. Sie legen zunächst ein kleines Unterröckchen an und dann darüber eine mehr oder weniger große Anzahl längerer, bis zu den Knöcheln, oft bis zur Erde herabreichender Oberröcke. Diese Bekleidungsstücke sind alle hergestellt aus zerschlossenen, langen Dracaena-Blättern. Wenn die Frau mehrere, etwa 3 — 4 dieser dichten, schweren Röcke angelegt hat, entsteht rings um die Hüfte ein unschöner, dicker Wulst, der sich auf Schritt und Tritt auf- und abwiegt, wodurch die lang herabhängenden Blatt-Franzen beständig unten die Fußknöchel peitschen und ein Rascheln verursachen, durch welches die „mandelnde Glocke“ — denn so sehen die Frauen in ihrer Kleidertracht aus — ihr Herannahen ankündigt, auch wenn man von dem weichen Tritt ihres unbeschuhten Fußes nichts



Eingeborenen-Gruppe bei einer kleinen Missions-Station.

vernimmt. Der mächtige Wulst um die Hüften ist auch Schuld, daß die Frauen beim Gehen die Arme nicht schlank herabhängen lassen und damit pendeln können, sondern gezwungen sind, dieselben schräg von sich abzuhalten und damit zu rudern oder sie halb aufgehoben wiegend vor sich her zu tragen. Dadurch wird ihr Gang gezwungen, unnatürlich, unschön. Doch hat die wulstige Tracht auch ihr Gutes. Die Mutter kann nämlich ihren Sprößling, den sie fast überall mit sich führt, in höchst praktischer Weise auf diesen „Sattel“ setzen, sei es im Rücken, sei es auf der Seite in der Hüfte, wo sich der Kleine im Reitsitz ganz wohl und sicher fühlt. Auch die Traglasten setzt die Frau auf ihren Rockwulst auf, wobei sie zur bessern Stütze die Arme nach hinten darunter verschränkt.

Die Kinder zahlen im ersten Frühling ihres Daseins überhaupt keine Schneider-Rechnung. Später erhält der Knabe den „thu“, dessen Enden bei den Jünglingen vorne und hinten in einer langen Bahn herabhängen. Die Mädchen legen frühzeitig einen kleinen, mit zunehmendem Alter einen größeren Blätter-Rock an.

b) Die außergewöhnliche Kleidung. Sie wird entweder bei festlichen Gelegenheiten oder zum Schutze gegen ungünstige Witterungs-Einflüsse angelegt.

1. Die Festbekleidung — wir reden noch nicht von besonderem Fest-schmuck — besteht bei Männern und Knaben nicht in einer neuen Art von Bekleidungsstücken, sondern nur in einem schönen, für solche Gelegenheiten reservierten „thu“ und „gau“. Die Frauen und größeren Mädchen dagegen tragen als Festkleid einen Oberrock, in dessen aschgraue Dracaena-Blätter lange, abwechselnd gelb und rot gefärbte Bastfaser-Streifen des Hibiscus eingefügt sind. Manchmal besteht sogar das ganze Festkleid ausschließlich aus diesen gefärbten, ganz kleidsamen Faserstreifen. Die kleineren Mädchen tragen recht schmucke, zierliche Röckchen aus feinen Gräsern und Farnen.

2. Gegen besondere Witterungs-Einflüsse bedient der Eingeborene sich gewisser Not-Bekleidungsstücke. Gegen starke Regengüsse oder glühenden Sonnenbrand verwenden Männer sowohl, als namentlich die draußen im Felde arbeitenden Frauen das mehrere Meter große und entsprechend breite Blatt des „Lack“, das sie entweder beim Gehen wie einen Schirm oder ein Schutzdach über sich tragen, falls sie nicht im Besitze eines europäischen Regenschirmes sind, oder bei der Arbeit wie ein Kleidungsstück sich direkt auf den Leib binden. Gegen die strahlende Sonnenglut tragen auch vielfach die Männer und die Frauen auf dem Felde, bei einer Kanoe-Fahrt auf der offenen unbeschatteten See, beim Fischfang oder Muschelsuchen aus Pandanusblättern und zuweilen aus der Blattscheide der Bethelpalme gefertigte kreisrunde Spitzhüte, die mit 3 Kordeln unter dem Rinn festgebunden werden. Einmal sah ich auch einen aus der Bethelblattscheide täuschend nachgemachten „Tropenhelm“.

Zum Schutze irgendwie verletzter, verwundeter Füße trägt man, während man sonst stets barfuß geht, auch auf dem scharfen Boden der Korallenwege, eine Art primitiver Sandalen, die nichts anderes sind als ein entsprechend großes und breites Stück der zähfaserigen Bethel-Blattscheide, welches unter den Fuß gelegt, vorn und an den Seiten umgebogen und vermittels einer auf dem Rist zusammengeknoteten Bastschnur befestigt wird.

Als Notbehelf, nicht als tägliche Kleidung, dienen dem Japmann auch die europäischen Bekleidungsstücke; d. h. Schuhe, die seinen freizeitgewohnten Fuß

ja nur drücken und ihm seinen leichten, elastischen Gang nähmen, verabscheut er gänzlich. Auch die Hose findet wenig Gegenliebe; wenn er sie überhaupt akzeptiert, trägt er sie höchstens mal als shawlartigen Überwurf mit vorne zusammen geknoteten Beinen, nie aber als Beinleid, vielleicht weil ihn die Unausprechlichen zu sehr „beengen“ würden, vielleicht auch, weil er den „thu“ und den „gau“ nicht gut darunter zu tragen vermag, die er nach seinen Begriffen nicht gut entbehren kann. Auch auf andern Inseln, wo die europäische Kleidung schon in täglichen Gebrauch gekommen, tragen die Eingeborenen immer noch ihre gewohnte Unterkleidung dazu. Weil die Hose als Beinleid perhorresziert ist, tragen auch die eingeborenen Soldaten der Polizei-Truppe statt ihrer einen roten, um den Leib geschlagenen Tuchumwurf „tu“, der ihnen wenigstens das Tragen des „thu“ gestattet, während den Oberkörper eine weiße Flanelljacke hübsch bekleidet. Demnach bleibt für den Japmann von den europäischen Bekleidungsstücken nur der Hut und die Jacke übrig, die ihm aber beide, wie gesagt, nur als Notbehelf dienen. Zur Regenzeit zieht er wohl mal einen alten, abgetragenen, irgendwo gefundenen oder auch als Präsent erhaltenen, schlappigen Filzhut an, vielleicht auch noch beim Fischfang gegen die Sonne.

Größerer Beliebtheit erfreut sich die Jacke aus dünnem Kattun mit langen Ärmeln. Sie wird häufiger bei Männern als Frauen gesehen. Leider ziehen sie das dünne, lose am Leibe hängende Zeug meist zur Unzeit an, nämlich wenn Regenschauer heranziehen. Anstatt nämlich erst den Regen auf den Leib plagen und vom Winde abtrocknen zu lassen und dann erst zur Erwärmung ihr Säckchen anzuzuziehen, holen sie schon zähneklappernd beim Herannahen einer regenschweren Wolke ihren alten, schmutzigen, durch und durch von „Keng“ verschmierten und sehr oft zerfetzten und durchlöcherten Frack heraus und schlüpfen hurtig hinein. Natürlich klebt das dünne Zeug gleich nach dem ersten Regenschauer fest am Leibe und wird noch anbehalten, wenn längst der Regen vorüber. Der starke Wind, der sonst die nackte Haut gleich trocknet, tut jetzt langsame Arbeit — und Erkrankungen sind öfter die Folge.

3. Und die Folge dieser Folge? Man wirft den Missionaren indiscriminativ und ohne weiteres vor, daß sie durch Einführung europäischer Kleidung, die den Insulanern nur zu schwerem Schaden gereiche, das Aussterben der Südsee-Völker verschuldeten. Man gestatte mir zu diesem schwerwiegenden Vorwurfe einige kurze, prinzipielle Bemerkungen über die vielbesprochene, aber leider meistens mit viel Einseitigkeit behandelte Frage: Bekleidet oder Unbekleidet?

Ich beginne zunächst mit der Frage, ist es notwendig, daß die Missionäre bei den Eingeborenen auf europäische resp. vollständige Bekleidung dringen. Es wird nicht wenige geben, die diese Frage aus Gründen der Sittlichkeit ohne weiteres bejahen, weil ihnen die etwas sehr dürftige Garderobe der Insulaner „sittlich anstößig“ erscheint. Ist dem aber auch so? Kommt dieses Prädikat der Eingeborenen-Tracht auch wirklich zu? Ja, wenn sich die Kanaken in ihrem Natur-Kostüm bei uns präsentieren wollten, allerdings. Aber ist die Tracht auch dort „anstößig“, wo sie geboren? Ich stehe nicht an, das rundweg zu verneinen, bin mir aber auch wohl bewußt, daß nicht blos viele Kolonisten, sondern auch nicht wenige Missionäre genau derselben Ansicht sind, wenn ich auch vielleicht noch nicht viele Vorgänger gehabt, welche diese nicht ganz nebensächliche

Frage einmal offen ohne Umschweife vor der Öffentlichkeit ins Reine zu bringen suchen.

Wie sollte nun aber der Eingeborene Anstoß nehmen an einer Tracht, wie sollte dieselbe für ihn sinneberückend, sittlich bedenklich, verführerisch sein, da er von zartester Kindheit an sie gewöhnt ist und Tag für Tag seine ganze Mitwelt in ihr erblickt, wo doch selbst der Europäer, sofern er normal veranlagt ist, sich in wenigen Wochen derart in sie findet, daß ihm kaum noch mal der Gedanke kommt, er habe es mit Leuten in Naturkostüm zu tun? Nein, dächten die Eingeborenen bei ihrem Verkehr auch nur entfernt an etwas Anstößiges, hätten sie auch nur das mindeste Empfinden davon, man sähe sie sich nicht so natürlich, so unbewußt, so ohne alle Ziererei und Brüderie benehmen. Ja, es ist gerade auffallend, wie dezent diese selben Leute im öffentlichen Verkehr sind, obwohl ihre Sittlichkeit tief unter Null steht. Man darf auch nicht übersehen, daß schon die dunkle Färbung der Haut ein natürlicher Kleider-Ursach ist, der den verführerischen Reizen, wenn man nun mal absolut solche vorhanden wissen will, mindestens so viel nimmt, als ihnen vielfach die Kostümierung bei uns — hinzufügt. Ja, wenn einmal offen geredet sein soll, so bin ich nicht der einzige, der dafür hält, daß eine Bekleidung der Eingeborenen mit dem bekannten dünnen Tropenzeug etwa vorhandene Reize eher erhöhen als verdecken würde.

Aus dieser offenen Darlegung ziehe ich den beachtenswerten Schluß, daß Rücksichten der Sittlichkeit es garnicht notwendig machen, den Eingeborenen europäische Kleidung aufzunötigen und deren Natur-Tracht als anstößig und sittengefährlich zu verbieten. Die Insulaner sind gewiß unsittlich in hohem Grade. Aber diese Unsittlichkeit hat nicht ihren Grund in der „anstößigen Kleidung“; und umgekehrt bleibt der Eingeborene so gern bei seiner Natur-Tracht nicht etwa aus unsittlich-lüfternen Motiven sondern weil dieselbe dem Klima entsprechend und — leicht und billig zu beschaffen ist.

Eine andere Frage ist nun die: Ist es, wenn auch aus Sittlichkeits-Rücksichten nicht notwendig, so doch aus andern Gründen etwa geraten und schließlich, den Befehrten eine vollständige Bekleidung vorzuschreiben. Und da, meine ich, kann und wird kein vernünftiger, vorurteilsfreier Mensch etwas dagegen einzumenden haben, wenn die Missionäre für den Gottesdienst eine etwas schicklichere Tracht verlangen. Ich denke, jeder fühlt heraus, daß eine solche Forderung ein höchst erzieherisches Mittel darstellt, dem etwas stumpfsinnigen, für höhere geistige Begriffe und Auffassungen noch wenig empfänglichen Naturmenschen auch auf diese Weise nahe zu bringen, daß Gottesdienst doch etwas mehr, etwas ungleich Bedeutungsvolleres ist, als ein bloß alltägliches Getue. Wir erscheinen zu Hause ja auch nicht im gewöhnlichen Werktags-Kittel, wenn wir einer besondern Feier z. B. auch dem Gottesdienste beizuwohnen haben.

Daher wäre wohl der von jedermann zu billigende goldene Mittelweg in unserer Frage, daß die Missionäre für den Besuch des Gottesdienstes auf einer in jeder Beziehung entsprechend „dezenten“ Bekleidung bestehen, es dagegen im übrigen den Eingeborenen völlig freizustellen, sich nach ihren Begriffen und Bedürfnissen zu kleiden, da eine Gefahr für die Sittlichkeit nicht besteht.

Jedenfalls ist das gemeine, das Christentum profanierende, nur bei einer amerikanischen business-Seele mögliche System der Bostoner Methodistens-Mission zu beklagen und zu verurteilen, welche in der ganzen Südsee den Eingeborenen

Kleider aufkotztriert unter der frommen Maske christlicher Moral und Sittsamkeit, in Wirklichkeit, um durch den höchst profitablen Selbstverkauf dieser Kleidungsstücke, die, weil dünn und schlecht, bald verschleißten und durch neue ersetzt werden müssen, ein einträgliches Geschäftchen zu machen.

Soweit nun mein Standpunkt bezüglich der Missionare. Ich erlaube mir aber auch noch einige Wörtchen hinzuzufügen über und für die, welche so leicht bei der Hand sind, den Missionaren unter allen Umständen die Einführung europäischer Tracht, resp. vollständiger Bekleidung der Eingeborenen als ein Kapital-Verbrechen an deren Gesundheit anzukreiden. Jedes dritte, vierte Wort dieser um die Eingeborenen manchmal so rührend zart besorgten Deutchen lautet: die Bekleidung ist das Verderben der Eingeborenen, trägt die Schuld an deren Rückgang. Und ist man nicht selbst ein berühmter Ethnograph oder doch wenigstens ein Dr. med., so ist man doch immerhin glücklich, daß man für die Richtigkeit seines Orakels einen Ethnograph oder Medezin-Mann als Autorität zur Hand hat. Was ist nun von dieser so oft gehörten Behauptung zu halten?

Zunächst betone ich einmal, daß es auch Tropen-Ärzte gibt, welche eine totale Bekleidung der Wilden nicht nur nicht für schädlich, sondern für direkt gesundheitsförderlich halten, wenigstens zum Schutz gegen ungünstige Witterungs-Einflüsse.

Zweitens weise ich auf den sehr zu beachtenden Umstand hin, daß die Naturvölker selbst gegen besondere Witterungs-Einflüsse nach einer größeren, wenn auch noch so primitiven Bervollständigung ihrer Körperbedeckung suchen. Wir haben ja vorhin einige solcher Not-Bekleidungsstücke auf Jap kennen gelernt.

Drittens strafen zwei Tatsachen die Behauptung, eine vollständigere Bekleidung sei den Eingeborenen schädlich und trage Schuld an deren Aussterben, Vöge, nämlich, daß auf sehr vielen Inseln die Bevölkerung zurückgeht, obwohl noch kein Hosenbein dort paradiert hat, und daß es andererseits genug Südsee-Inulaner gibt, denen bisher europäische Kleider nachweislich noch nicht zum Leichentuch geworden sind. Da sind die Chamorros auf den Marianen und zum Teil auch auf Jap. Sie sind zwar keine reinen Kanaken, sondern ein aus vielen Elementen entstandenes Mischvolk. Aber seit Jahrhunderten leben sie im großen und ganzen unter denselben klimatischen, Witterungs- und Ernährungs-Bedingungen wie die Japleute und andere reine Südsee-Inulaner — nur tragen sie stets europäische Kleidung. Und doch sind gerade sie das einzige Volk der Südsee, das, statt auszusterben, sich tüchtig vermehrt und Kolonisten nach andern Inseln abgibt. Aber es gibt auf Jap auch ganz reine Kanaken von andern Südsee-Inseln, die fortgesetzt europäische Kleidung tragen, darin leben und arbeiten, aber nicht daran sterben, ja nicht einmal eine Spur nachweislicher Gesundheitschädigung davon erleiden. Ja, es gibt einzelne Individuen der Eingeborenen-Jap-Bevölkerung selbst, die infolge näherer Berührung mit den Chomarrs oder Europäern stets vollständige Kleidung tragen und dabei keinen Schaden nehmen. Man könnte ja auf die sich aus Jap- und Palaos-Leuten rekrutierende Polizei-Truppe hinweisen, die den größten Teil des Tages in ihrer Dienst-Uniform steckt, ohne ein Opfer ihres Berufes zu werden.

Deshalb, meine ich, sollte man nun, mit Verlaub zu sagen, den Mund nicht gar zu voll nehmen gegen das Einführen europäischer Bekleidungsstücke. Wenn es aber wirklich mal einzelne Subjekte gegeben haben soll, die durch das

Tragen solcher Kleidung Schaden genommen hätten — das muß aber nicht einfach bloß dreist behauptet und blindlings nachgeschwätzt, sondern positiv nachgewiesen werden, wovon ich auch berühmte Ethnologen nicht dispensiere, geschweige einen gelegentlichen Schiffs-Arzt oder herumfahrenden Globe-trotter — dann liegt für einen besonnenen Menschen die Schuld nicht an dieser Kleidertracht überhaupt, sondern nur an der einsichtslosen Art, wie der Natur-Mensch sich ihrer bedient. Dann muß man aber nicht das Kind mit dem Bade ausschütten und wegen des unverständigen Gebrauches nun überhaupt gegen die europäische „Kleidertracht“ poltern, sondern es den Missionaren, Beamten und Kaufleuten überlassen, in vernünftigster Weise den Naturkindern eine gesundheitsgemäße Gebrauchs-Anweisung zu geben.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich, daß der Missionar nicht aus Gründen der Sittlichkeit notwendig eine vollständige Körperbedeckung verlangen muß, daß er aber wohl das Recht hat, für den Gottesdienst wenigstens auf einer der Örtlichkeit und der Handlung entsprechend dezenten Bekleidung zu bestehen, und daß niemand sich gegen diese berechnete Forderung erklären kann aus angeblichen „Gesundheitsrückichten“. Die, welche trotzdem so schnell mit ihrem Verdikt gegen die „unnatürliche Bekleidungs-Form der Natur-Kinder“ bei der Hand sind, handeln mit wenig Bedacht, erwecken aber starken Verdacht, daß hinter ihrer zärtlichen Sorge für die Eingeborenen nichts anders steckt, als eine gebliffentliche oder doch unbemerkt vorhandene Abneigung gegen Missionare und Missionen überhaupt. Ja, wenn man bei manchen die letzten Motive etwas tiefer ergründen wollte, warum sie sich so sehr für die „jungfräuliche Tracht der Naturkinder“ erwärmen, so würde sich dem Auge eine sittliche Nacktheit offenbaren, die vom Kleide der Unschuld nur noch den „thu“ und den „gau“ gerettet hat. . . Sapiienti sat!

Und so schließen wir das Kapitel der Kleidertracht, da die Sache beginnt durchsichtig zu werden. Wie ergänzungsbedürftig übrigens dem Japmann seine eigene Kleidung vorkommt, und zwar nicht bloß aus Rücksichten der Witterung und des Klimas, das geht hervor aus der bei niemand fehlenden

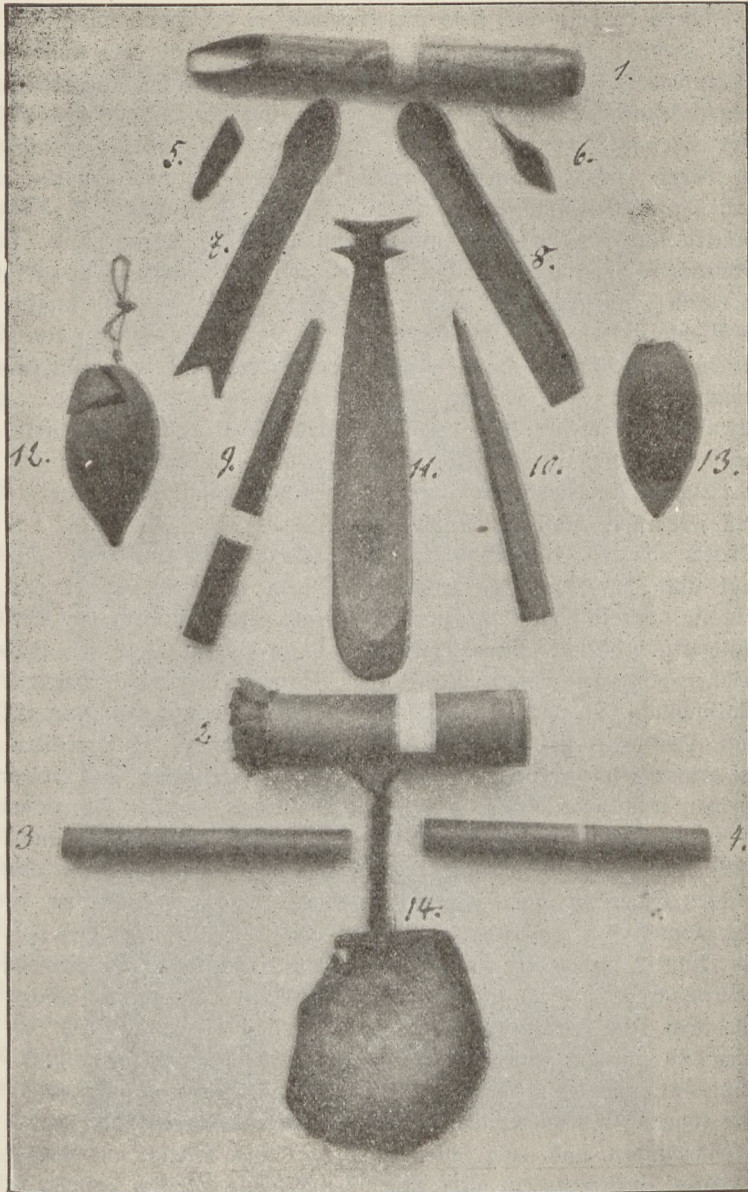
C.

Ausrüstung.

Dieselbe besteht aus einem Korb, einer Sitzunterlage und einem Beil.

A. Das wichtigste Ausrüstungsstück ist der Korb, U'wai genannt. Derselbe wird meist von Frauen verfertigt, und stellt ein Geschlecht aus dem großen Blattwedel der Cocospalme dar. Die einzelnen Blattschleifen des Wedels werden zuerst kunstgerecht überkreuz durcheinander geflochten und am Ende die letzten Zipfel fest in einander verknötet. Ist der ganze Wedel so verflochten, so wird die starke Mittelrippe, von welcher die einzelnen Schleifen ausgehen, mit einem Messer der Länge nach aufgeschlizt und in zwei Teile gespalten. Sobald ich diese nun auseinanderperre, habe ich die Öffnung des neuen Korbes, dessen Rand und Traghenkel von den beiden Halbrippen gebildet werden.

Die Männer tragen ihren Korb meistens in der Hand, selten mal unter dem Arm. Die Frauen knüpfen zuerst eine Tragschnur an die Rand-Rippen und werfen sich dann ihren Korb über die Schulter, wohl deshalb, weil der starke Wulst der Röcke ihnen nicht gestattet, denselben in der schlaff herabhängenden Hand zu tragen. Kleinere Mädchen, die noch keine so große Anzahl wulstiger



Gebrauchsgegenstände:

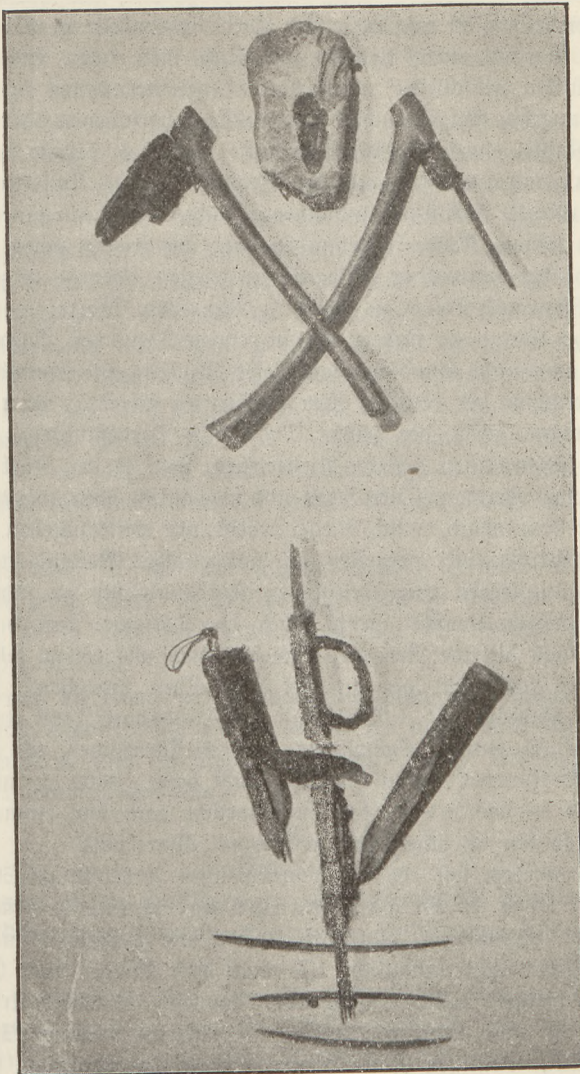
- 1, 2, 3, 4: Bambusbüchsen (Nr. 2 Kalkbüchse). 5: Messerchen aus Schildpatt.
6: Pirien aus harter Kokoschale zum Durchlöchern der Ohren. 7, 8: Aus-
gezahnte, aus Eisenstückchen hergestellte Vöffel zum Auskratzen des hart gewor-
denen Kokosnußfleisches. 9, 10: Holzkeile zum Aufspalten der obern, faserigen
Kokosnußschale. 11: Löffel aus einem (angeblichen Walfisch-) Knochen.
12, 13: Büchsen aus harter Kokoschale. 14: Geldstück (Perlmuschelschale).

Körbe tragen — die Zahl derselben richtet sich ja vielfach nach Reichtum und Besitz — führen deshalb auch stets ihr Körbchen an der Hand mit sich.

Der Inhalt des Korbes ist nun, seiner Bestimmung als Kleidertaschen-Ersatz entsprechend, ein überaus mannigfaltiger. Doch lassen sich unterscheiden ein „eiserner Bestand“, den jeder mit sich führt, und sonstige zufällige Habseligkeiten.

Der eiserne Bestand, den jeder mit sich führt, ob Mann, ob Frau, ob Kind, ob Greis, wird gebildet von den zum Bethelkauen und Rauchen nötigen Utensilien. Zum Bethelkauen gehören eine Anzahl Bethelnüsse, ein Bündelchen Pfefferblätter und ein Behälter mit fein pulverisiertem Korallenkalk. Letzterer wird entweder in einer ausgehöhlten, runden, nach unten etwas spitz zulaufenden und mit einem Streu-Vöchelchen versehenen Coconuß, oder in einer kurzen, dicken Bambus-Büchse aufbewahrt. Andere führen das Kalkpulver auch in einer langen Bambusröhre mit sich, die dann wegen ihrer Ausdehnung nicht in den Korb hineingelegt werden kann, sondern unter dem Arme getragen wird. Zu den Rauch-Utensilien gehören außer dem benötigten Tabak eine Anzahl getrockneter Fexen des großen Bananen-Blattes, die als Deckblatt für die jedesmal erst herzustellen „Cigarette“ dienen, und ein Döschen schwedische Zündhölzer resp. als Ersatz ein Feuerstein nebst Funkenschläger.

Diesen eisernen Bestand führt, wie gesagt, jeder mit sich. Außerdem beherbergt aber die Korbtasche noch eine Menge anderer, zufälliger Habseligkeiten. Ältere Leute führen z. B. wegen Zahnmangels ein Messerchen aus Schildpatt, gehärteter Cocoschale oder Stahl zum Spalten der Bethelnüsse bei sich, einen hölzernen kleinen Mörser nebst Stampfer aus der Dridaena-Muschel oder Walfischzahn, sie nebst dem Pfefferblatt zu zerkleinern, und ein Vöffelchen aus Holz, Schildpatt etc., das Stampfmus zu genießen. Die meisten haben in ihrem großen Blatt-Korbe noch eine ganze Anzahl kleinerer, aus Gräsern oder Blattrippen feingearbeiteter Körbchen und Täschchen — alles Frauenarbeit — die zum Aufbewahren aller möglichen Kleinode dienen, oder größere und kleinere Bambus-Büchchen zum Verwahren des Rauchzunders oder einer an- aber nicht aufgerauchten Cigarette, oder gesunderer Nängel, oder von Fischhaken, oder von Schmuckgegenständchen. Der hat das Maul oder den Schwanz eines Fisches im Korb als Amulett, jener eine Anzahl kleiner Schließmischeln zum Ausrupfen der Schnurrbarthaare; der hebt sorgfältig die Ecke eines zerbrochenen Spiegels auf, der kaum noch eine Quecksilber-Schicht aufweist, und jener ist froh, ein Stück altes Eisen sein eigen zu nennen, das er an beiden Enden mit unendlicher Geduld ausgezahnt hat, um damit das hart gewordene Fleisch alter Cocosnüsse austragen zu können; der hat ein kleines Fläschchen mit Cocosöl im Innern seines Korbes festgebunden, und jener schleppt zwischen einer Menge angefaulter, halbverschimmelter Speisereste ein altes Revolver-Gehäuse mit sich herum; der fühlt sich glücklich im Besitze eines abgebrochenen Stückes Säge, und jener hat eine Anzahl von Hemden- und Hofenknöpfen gesammelt, mit der er selbst noch nicht weiß, was anfangen, die er aber doch in der Zukunft mal für irgend etwas verwenden zu können hofft; der hat einen zerissenen Kleider-Lumpen in seinem Korb verstaut, und jener bewahrt sorgfältig zwei kleine Silbermünzen auf, von denen er eine schon halb zu einem glänzenden Fingerring umgearbeitet hat; der führt eine Flöte aus Bambus mit sich, oder eine verrostete Mundharmonika mit nur noch drei heisernen Tönen, und jener bedünkt sich schon ein halber Europäer, weil



Oben verschiedene Äxte:

Links alte Muschelsteinaxt, rechts moderne Art mit Hobelmesserschneide,
in der Mitte alte Muschelstein-Schneide.

Unten verschiedene Dolche

aus Rochenstacheln (Mitte), aus einem harten, zugespitzten Bambusstück (rechts)
oder einer Kombination aus beiden (links). Ganz unten Rochenstacheln.

er die drei letzten Seiten eines spanischen Schulbüchleins oder zwei Bilder aus der Leipziger Illustrierten sein eigen nennt, die er sorgsam hütet wie ein ergrauter Archivar eine alte, kostbare Felsenhaut aus Pergamon; der hat ein oder zwei Knötchen gelben „Keng's“ Lose in seinem Korbe herumkollern, während jener sich den exotischen Parfüm eines kleinen, sorgfältig mit einem Ballen schmutzigen Papiere umhüllten Fläschleins „aqua florida“ geleistet, dessen bestechende Wohlgerüche ihm immerhin einige hundert Cocosnüsse wert schienen; der hat irgendwo die verrostete Kapsel eines Flaschen-Verschlusses von der Straße in seinen U'wai wandern lassen, und jener hat mit der Zeit eine ganze Kollektion patentierter und nicht patentierter Schlüssel zusammengebracht, die er an einer Schnur aufgereiht und in seinem Korbe festgebunden hat, um irgend einem braunen oder weißen Freunde bei kommender Gelegenheit gerufen oder — ungerufen bei der Öffnung von Kisten und Kästen zu „helfen“. Mit einem Worte, in einem Kanaken-Korb sind mehr Dinge zu finden, als in einem Tieg'schen Bazar, und daher darf man sich auch nicht wundern, daß dieses Begleit- und Ausrüstungsstück sich bei seinem Eigentümer der höchsten Wertschätzung erfreut. Man wird nämlich nie einen Japmann sehen, der seinen U'wai aus Vergesslichkeit zu Hause oder sonstwo hätte liegen lassen. Beim Niedersetzen legt er den Korb gleich neben sich, um aus Gewohnheit ganz von selbst und mechanisch ohne spezielle Überlegung nach ihm zu greifen, sobald er sich wieder erhebt, um weiterzugehen. Ich glaube, eher würde in Europa einer vergessen, ein notwendiges Kleidungsstück anzulegen, als ein Japmann seinen unzertrennlichen Korb mit sich zu führen. Für die Wertschätzung dieses Utensils spricht auch die Tatsache, daß dem Korbe des höchsten Häuptlings dieselbe Reverenz erwiesen wird wie diesem selbst, sodaß wir uns auf Geflurs Hut nicht gar zu viel einzubilden brauchen. Ja, der Korb dient sogar als „Gidespfand“. Wenn mir ein Einwohner Japs etwas verspricht auch unter noch so teuren „Schwüren“ und Versicherungen, ich weiß, daß er unter hundert Versprechen neunundneunzig nicht hält. Gibt er mir aber seinen Korb als Pfand — das tut er aber aus Vorsicht auch nur einmal bei tausend Gelöbnissen — so bin ich sicher, daß er diesmal Wort hält.

B. Ein anderes, fast ebenso unentbehrliches Ausrüstungs-Stück des Japmannes wie der Korb ist ein als Sitzunterlage dienendes Stück der Bethelnuß-Blattscheide. Dasselbe ist plattgedrückt, steif wie gefrorenes Zinnen und sieht einem kleinen Brett nicht unähnlich. Je nach dem Range einer Ortschaft war es mehr oder weniger lang, einfach oder doppelt, minutiöse Unterschiede der Etiquette, die jetzt nicht mehr so peinlich inne gehalten werden. Da die Frauen wegen ihrer dicken, wulstigen Röcke keiner Sitzunterlage bedürfen, so ist dieselbe nur bei Männern gebräuchlich, welche dieselbe stets unter dem Arme tragen und gleich unterstieben, sobald sie sich niedersetzen, damit sie sich nicht ihre feinen — Naturhosen beschmutzen oder zerreißen.

C. Ein drittes Ausrüstungsstück des Japmannes, das zwar nicht als Ergänzung der Bekleidung zu dienen hat, aber doch als kaum entbehrlich jedermanns Begleiter ist, ist ein kleines Handbeil. Es ist deshalb so unentbehrlich, weil es ungefähr das einzige Handwerkszeug des Japmanns ist, das ihm alle möglichen Schneide-Instrumente ersetzt, die Säge, den Grabstichel, das Messer, den Hobel, und deshalb jeden Augenblick zur Verwendung bei der Hand sein muß. Mit ihm fällt und behaut er seine Bäume und schneidet er sich den

Tabak, mit ihm schnitzt er widerhakige Lanzen und grobe Tiergestalten, mit ihm öffnet er die Cocosnuß und baut und behaut seine Canoes hobelglatt, mit ihm glättet er Muschelschalen und bearbeitet er seine Schmuckgegenstände aus Metall oder Schildpatt, kurz, das Beil ist ihm ein Instrument für alles, das er aber auch gerade infolge seiner vielseitigen, beständigen Verwendung mit außerordentlichem Geschick zu handhaben weiß.

Das Beil besteht aus einem graden oder auch sanft geschwungenen Holzstiel, der oben ein spitzwinkeliges Knie hat. An dieses Knie wird durch geschicktes und kunstvolles Umwinden mit Cocoschnur die eigentliche Klinge befestigt. Früher bestand dieselbe, da es nicht einmal geeigneten Stein auf Jap hierzu gab, aus einem scharf geschliffenen, festen Muschelstück; jetzt wird dazu ein grades Hobelisen verwendet, welches oben einen sich in das Knie des Handgriffes einfügenden, stielartigen Fortsatz hat. Wie sehr der Japmann die Einführung dieser Hobel- schneide und überhaupt das Eisen wertschätzt, geht schon daraus hervor, daß eines Tages ein alter Kanake zu einem Europäer sagte: „Weißt Du, was der Himmel ist? Nun sieh, das ist für uns das Eisen“. Ja, Eisen sucht der Jap- mann zu bekommen, wo er nur kann — Verwendung hat er für jedes alte Schrotstück — hat er doch trotz seiner Kirchhofsangst es nicht lassen können, aus einem spanischen Grabmonument ein großes eisernes Kreuz auszubrechen und wegzuschleppen.

Also sein Beil ist ihm ein unzertrennlicher Freund. Ähnlich wie der Schornsteinfeger seine kleine Krab-Schaufel, hängt er dasselbe an seine nackte Schulter, von der es nicht herunterfällt, ob nun der Besitzer geht oder steht, sitzt, klettert oder arbeitet.

Das ist nun die etwas merkwürdige Ausrüstung des Japmannes, ein Korb in der Hand, eine Sitzunterlage und zuweilen eine lange Kalkbüchse aus Bambus- rohr unter dem Arm, und ein niedliches Beilchen in die Schulter geklemmt.

Und nun kommen wir zum

D.

Schmuck.

Man kennt auf Jap drei Formen, sich zu schmücken: Einreiben des Körpers mit „Keng“, Tätowieren einzelner Körperteile, Anbringung besonderer Schmuck- gegenstände.

A. Das Einreiben mit „Keng“. Wir haben schon gehört, daß „Keng“ eine aus der Curcumawurzel gewonnene, gelbliche Paste ist. Sie wird teils verwendet zum Färben der Frauenröcke, hauptsächlich aber zum Einreiben der Haut. Letzteres geschieht zu dem Zwecke, durch Verkleben der Poren Erkältungen zu verhüten, die bei dem oft plötzlichen Witterungswechsel sonst leicht eintreten; dann, um lästiges Hautjucken zu vertreiben, vielleicht auch einigermaßen zum Schutze gegen Mosquitos; vor allem aber, um der dunkel schattierten Haut eine etwas hellere Tönung ins Gelbliche zu geben und so den Leib zu schmücken.

B. Das Tätowieren. Fragen wir uns nach seinem Ursprung, seiner Herstellung, seinen Arten und seiner Bedeutung.

1. Ursprünglich war das Tätowieren auf unserm Gilande unbekannt. Es soll etwa erst vor 100 Jahren von der von Jap nordöstlich gelegenen Nach- barinsel Uleai eingeführt sein. Wenn auch dieses Datum vielleicht etwas neu er-

scheint und nur durch eine wenig verlässliche Tradition der Eingeborenen verbürgt ist, so spricht doch für ein verhältnismäßig junges Alter der Tätowierkunst auf Jap, daß wir dort keine großen Meister in derselben antreffen. Denn die schönen, oft prachtvollen Muster sind auf der Nachbarinsel Mogomog oder auf Uleai hergestellt, und an der Kunst und Feinheit der Linienführung kann man fast sicher erraten, ob der Japmann einem einheimischen oder auswärtigen Meister „gefessen“.

2. Die Herstellung der Tätowierung geschieht auf folgende Weise. Der Patient setzt sich gefast an irgend einem Platze nieder. Der ausführende Meister nimmt eine halbe Kokosnußschale mit einer speziell präparierten, dunklen, tintenartigen, aus der Ruß des *Callophyllum* hergestellten Farbflüssigkeit, taucht sachte die scharf gespitzten Zähnen eines kleinen, aus einem leichten Vogelknochen hergestellten Hämmerchens hinein und beginnt nun ohne irgend welche Vorzeichnung oder Stützerung — welche Kunst! — das seiner Idee vor-schwebende Muster aufzutragen, indem er das Instrumentchen mit der einen Hand dem gefallüchtigen Stücker nahe über der Haut hält, und, es langsam bald hierhin, bald dorthin haltend und führend, mit einem Finger der anderen Hand leise aber schnell hintereinander betupft, so daß die scharfen Zähnen unter diesen Klopfschlägen leicht ins Fleisch eindringen und den Körper mit der ihnen anhaftenden Flüssigkeit impfen. Die Prozedur ist sehr schmerzlich, wiewohl der Kanale mit keiner Wimper zuckt. Deshalb kann auch nie ein größeres Muster auf einmal vollständig aufgetragen werden. Muß doch der Patient, da gleich bei der Operation eine beißende Wunde entsteht, die sich in kurzer Zeit unter Schmerzen verkrustet, sich bei guter Ernährung strengen Hausarrest auf-erlegen, damit nichts die Ausheilung stört und vor allem nicht etwa salziger Schweiß hineinträufelt, was unerträglich schmerzhaft und sogar gefährlich sein soll. Trotzdem habe ich einen Fall kennen gelernt, wo sich einer eine ziemlich große Fläche auf einmal tätowieren ließ und nachher doch seiner gewohnten Arbeit nachging, bis ihm ernste Vorstellungen seiner Freunde schließlich doch größere Vorsicht nahelegten. Ist die Wunde geheilt, so zeigt die Zeichnung zett-lebens dieselbe dunkelgrünlich blaue Färbung.

Was nun die Arten der aufgetragenen Muster angeht, so ist zunächst zu bemerken, daß nie der ganze Körper, sondern stets nur einzelne Partien tätowiert werden. Bei einem sind es die Beine, beim andern der Oberkörper, beim dritten bloß Arme oder Hände und Finger. Niemals tätowiert ist das Gesicht. Die Muster sind rein willkürlich; doch kehren einzelne häufig wieder z. B. kleine Fischfiguren, die äußerlich an den Beinen herunterlaufen, Ringe um die Finger, eine Art Pulswärmer ums Handgelenk, allerhand Monogramme oder auch ganze Namenszüge auf Ober- und Unterarm, desgleichen Anker und Flaggen, besonders unter den Polizeisoldaten, dann eine Art Hosenbeine, welche die untern Extre-mitäten etwa von der Mitte des Oberschenkels bis zu den Knöcheln herab rings-herum vollständig eindecken. Am seltensten, aber auch schönsten ist ein überaus kunstreiches Streifmuster, das in schön geschwungenen, überaus symmetrisch ver-laufenden, bald breiten, bald dünnen Linien den ganzen Oberkörper auf Brust und Rücken einnimmt. Man muß wirklich staunen, wie die Eingeborenen mit ihrem primitiven Werkzeug eine so herrliche, symmetrische, elegante Figur, die manch-mal wie ein feiner Häkelstrang auf Nacken und Schulter liegt, auf den mensch-

lichen Leib aufzutragen vermochten. Überhaupt darf man sagen, daß die Tätowierungsmuster auf Jap nichts gemein haben mit den manchmal menschenentstellenden Fratzen anderer Stämme der wilden Südsee. Damit kommen wir zur letzten Frage:

3. Welche Bedeutung hat das Tätowieren in Jap? Manche haben behauptet, es sei auch als Ersatz und Vervollständigung der Kleidung zu betrachten. Ob dem so ist? Mit nichten. Denn erstens ließen ja nur die größeren Muster den Gedanken an eine „Kleidung“ aufkommen. Zweitens beabsichtigt der Japmann ganz gewiß nicht, sich durch Tätowieren „bekleiden“ zu wollen; denn wie wären dann bei weitem die meisten untätowiert? Und zudem, hat der Japmann das Empfinden, er sei zu dürrig bekleidet? Nein.

Da so das Tätowieren wenigstens nicht in den Augen der Eingeborenen die Bedeutung eines Bekleidungsersatzes hat, so meinten andere, es bedeute irgend eine, namentlich kriegerische Auszeichnung. Aber auch diese Auffassung ist nur zum geringen Teile richtig, insofern nur ein ganz bestimmtes Muster dem Achilles und Agamemnon vorbehalten war, nicht aber das Tätowieren überhaupt. Denn auch Weiber tätowieren sich, obwohl dieselben keine Amazonengarde bilden; und selbst halbwüchsige Burschen tragen schon ihre Embleme, wiewohl ihr einziges Verdienst das Stehlen fremder Kokosnüsse ist. Dagegen tragen Leute von hervorragender Stellung in Jap keine Spur von Tätowierung am Leibe, was gewiß nicht der Fall wäre, wenn deren erste Bedeutung eine Auszeichnung wäre. Selbst die späte Einführung der Tätowierung in Jap ließe sich vielleicht noch gegen diese Auffassung anführen.

Wenn sie daher weder die Bedeutung eines Kleiderersatzes noch in erster Linie und vorzugsweise einer Auszeichnung hat, so bleibt wohl nichts anderes mehr übrig, als daß sie ein Verschönerungsmittel ist, und die Bedeutung eines Schmuckes hat; und deshalb habe ich auch hier, wo wir vom Schmuck der Japleute sprechen, Erwähnung von ihr getan. Und weil sie das ist, so steht es in Jap auch jedermann frei, sich diesen Schmuck beizulegen oder nicht, sich zu tätowieren oder nicht. Freilich sind verschiedene Muster nicht jedermann erlaubt; aber das trifft auch noch bei andern bestimmten Schmuckgegenständen zu, die bloß gewissen Dörfern oder Personen vorbehalten sind, während das Schmücken überhaupt jedermann völlig freisteht.

Wir werden das Nähere hierüber ja jetzt gleich hören, wo wir sprechen über die C. Schmuckgegenstände.

1. Als Kopfsputz dient bei den Männern, mit Ausnahme der Sklaven, ein aus Mangroveholz gefertigter, sehr sorgfältig gearbeiteter Kamm mit langen Zähnen, der bald hier, bald dort in das dichte Kopshaar eingesteckt wird. Dient er auch zunächst als „Haarnadel“, welche das auf dem Hinterhaupt aufgetürmte Haar zusammenhält, sowie auch als eigentlicher Kamm, mit welchem man beim Bade und noch öfters am Tage das Haar auskämmt, so ist er doch vorzugsweise ein nur dem freien Manne gestatteter Kopfschmuck. Oben stehen aus dem Haare zwei bis drei Zinken bis zu Dezimeterlänge heraus, in welche man wieder andere Zierraten einflemmt oder einsteckt z. B. ein Stück Papier, ein Büschelchen Fühnerfedern, ein buntes Fetzchen Tuch, oder eine Blume usw.

Bei besonderen Festen, speziell bei den Tänzen, wissen die Japleute auf ihrem Haupte die seltsamsten und doch sehr geschmackvollen, ja kunstreichen

Coiffuren aufzubauen, die aus dem bunten Allerlei von Bändern, Federn, Farnen, Blumen, Muscheln, Gräsern, in geschickter Weise zu einer einheitlichen, gefällig wirkenden Gesamtfigur verarbeitet werden.

Etwas fastnachtsmäßig komisch allerdings wirkt es, wenigstens nach meinem Geschmack, wenn sich hier und da erwachsene Männer in ihren dunklen Schnurr- oder Vollbart einige schneeweiße Federflockchen hineinstecken, die ihnen das Aussehen eines Wollzupfers oder gar eines winterlichen „St. Nikolaus“ im Schaufenster eines Konditorladens geben.

Die Frauen älteren Datums tragen meist keinen Kopfschmuck, während jüngere Frauen und die Mädchen nichts lieber tun, als durch schöne Blumen oder ganze ums Haupt gelegte Blütenkränze ihrer einfachen Haarfrisur etwas mehr Reiz zu verleihen.

2. Die Ohren werden geschmückt mit Gehängen der verschiedensten Art und Arbeit, die aus weißen oder bunten Glasperlen, aus Schildpatt, aus dreieckigen Muschelpfättchen der rosafarbenen *Tridacna* u. a. Gegenständen hergestellt sind. Europäische Ohrgehänge werden dankbar angenommen, aber in kurzer Zeit nach eigenem Geschmack — ungearbeitet. Außerdem schmückt man die Ohren, indem man ein buntes Papierröllchen, ein kleines Blumenbüttchen, ein niedliches, aromatisch duftendes Kräuterbündelchen durch das Lappchen steckt.

3. Die Zähne entbehren auch eines speziellen Schmuckes nicht — sie werden tiefschwarz gebeizt. Weiße Zähne gelten, wie schon mal bemerkt, als unschön; und vom Standpunkt des Japannes mit Recht. Denn wirklich schöne weiße Zähne wären bei ihm ja unmöglich, da das ganze Gebiß infolge des Bethelkauen eine mehr oder weniger dunkelrötliche, häßliche Färbung erhält. Da sieht es immerhin noch „schöner“ aus, wenn man sie ganz dunkel färbt. Auf andern Inseln, wo man das Bethelkauen nicht kennt, ist meines Wissens auch diese Zahnfärbung unbekannt — weil überflüssig.

Das Schwärzen geschieht folgendermaßen: Aus einer stark salmiakhaltigen Erde und dem Saft eines bestimmten Blattes knetet man eine Paste und formt sie zu einem halben Duzend wurstartiger, kleiner Köllchen. Diese schiebt man dann nach und nach zwischen Zähne und Lippen. Wer abends mit der Prozedur beginnt, dem grinst morgens aus dem Spiegel seines *Boudoirs* — es sind ja besonders die Erbstöchter, die dieses kosmetische Verschönerungsmittel anwenden — das „schönste“ Teufelsgebiß entgegen, das ihm auf Lebenszeit bleibt, falls der „Zahn der Zeit“ nicht seine übliche böse Wirkung tut.

4. Als Halschmuck dient der kostbarste Gegenstand, den es in Jap gibt, nämlich eine schöne Kette aus roten Muschelstückchen der *Chama pacifica*. Dieser Schmuck genießt „goldenes“ Ansehen bei den Eingeborenen und gilt ihnen als schier unbezahlbar. Als ein meist von Vater auf Sohn sich vererbendes Familienstück wird er fast nie veräußert. Wenigstens gelang es mir nie eine solche Halskette zu erwerben trotz aller möglichen hohen Angebote.

Das Rohmaterial zu diesem Schmucke, die *Chama pacifica*, kommt in Jap nicht vor, sondern muß von andern Inseln, hauptsächlich Palao, importiert werden — und daher vorzüglich sein großer Wert, der allerdings noch gesteigert wird durch die langwierige Bearbeitung. Wenn man behauptet hat, nicht nur das Rohmaterial, sondern die ganze fertige Arbeit würde von andern Inseln importiert, da der Japannese die Herstellung nicht verstände, so muß ich insofern

an der Richtigkeit dieser Aufstellung zweifeln, als ich selbst einmal auf Jap einige Frauen antraf, die gerade damit beschäftigt waren, die kleinen, sonst noch unbearbeiteten, noch völlig ungeschliffenen rötlichen Muscheltückchen mit einem primitiven Drillbohrer zu durchlochen, also die erste Arbeit zu beginnen.

Wer sich diesen „gauai“ genannten, teuren Halschmuck nicht leisten kann, oder ihn nicht tragen darf, wie z. B. die Sklaven, der legt um seinen Nacken eine Schnur bunter Glasperlen von einer mehr oder weniger geschmackvollen Farben-Komposition. Wem auch das noch zu teuer, der fabriziert sich selbst eine Halskette aus dem schwarzfarbenen Endosperm der Cocosnuß und kleinen Mangrovescheibchen, in die zur Abwechslung und Kennzeichnung einzelner Felder kleine, geschliffene Muscheltückchen oder Glasperlen eingereiht sind. Wer sich aber auch das noch nicht leisten kann, oder wer mal im Schmucke abwechseln will, der hängt sich eine strickartige Schleife aus zerschliffenem, blaßgrünem Cocosblatt um, die vorne fast wie eine Cravatte geknotet wird.

Als besondere Standes-Ketten dienen zwei, die „marefa“ und die „bonnot“. Erstere ist eine aus mehreren Hibiskusbast-Strähnen lose komponierte, schwarz gefärbte Doppelschnur, die vorne und hinten geknotet ist und wie eine Halsbinde getragen wird. Sie wird den Frauen beim Eintritt des heiratsfähigen Alters umgelegt und ist zeitlebens zu tragen. Die „bonnot“ wird von den Kriegern umgelegt und besteht aus einfachen, dicken Mangrove-Scheibchen. Indessen wird dieselbe jetzt, seit Verkündigung des ewigen Landfriedens durch die europäischen Regierungen, auch wohl mal als bloßes Paradedstück gesehen.

5. Schmückende Leibgurten gibt es zwei, die Tanz- und die Kriegsgürtel. Erstere stellen eine überaus mühselige, kunstgeduldige Arbeit dar. Sie bestehen aus mehreren, übereinander laufenden Strängen tausendfältiger Cocosscheibchen und geschliffener Muscheltückchen, und werden hier und da durch größere Muschelteilchen, durch welche sie hindurchlaufen, zusammengehalten und gleichzeitig in mehrere Felder geteilt, während eine Anzahl weiterer Muscheln noch einen speziell angeführten Behang bilden.

Die Kriegsgürtel sind ein mit weißen Muscheln behangenes Cocosgeflecht.

6. Der Armschmuck ist sehr verschiedenartig. Der vornehmste ist wohl eine aus dem äußern Gehäuse der Kegelschnecke hergestellte weiße Muschel-Manschette, die sich nur mit größter Mühe über die Hand streifen läßt und soweit es geht, zum Unterarme hinaufgeschoben wird. Sie darf nur von Männern der höhern Ortschaften getragen werden, ist daher vor allem den Sklaven verboten.

Andere Armzierrate bestehen aus einer mehr oder weniger großen Anzahl einzelner, lose zu einander gereihter Ringe aus Abschnitten einer Cocosschale oder eines Schnecken-Kegels. Auch sie lassen sich nur mit Mühe und Schmerz über die Hand streifen, und werden fast nur vom schwachen Geschlecht getragen, das damit klappert und klimpert, wie unsere Dämchen fr. Zeit mit den „Bettel-armbändern“. Eine seltene Art des Armschmuckes ist eine Haarschnur. Ein häufiger Gelegenheitschmuck, der besonders bei Festen und Tänzen nie fehlt, ist eine der vorhin erwähnten Halschleife entsprechende Handgelenkbinde aus einem zerschliffenen Cocosblatt-Streifen.

Der Oberarm wird selten verziert durch einen Armring oder irgend eine Schnur. Cocosblatt-Streifen trägt er schon häufiger.

7. Der Beinschmuck besteht fast nur aus einem, selten zwischen Antie und Wade, häufiger um das Knöchel-Gelenk herumgebundenen Cocosblatt-Streifen, der ebenso selten vertreten ist durch eine feine Haarschnur wie durch irgend eine grobe, zottige Kordel.

8. Um die Finger tragen Männer wie Frauen eine unbegrenzte Zahl von Schildpatt-Ringen. Meistens sehr einfach, verraten sie doch zuweilen geschickte Kunstfertigkeit, z. B. wenn sie allerhand munitiöse Einlagen von kleinen, aus Münzen gewonnenen Silberstückchen enthalten, wobei man nicht vergessen darf, daß als einziges Handwerkszeug das unentbehrliche Handbeilchen diene.

Außerst beliebt sind silberne Ringe, die aber, wie schon mal angedeutet, nicht bei europäischen Händlern fertig gekauft, sondern mit beispielloser Geduld aus kleinen, vielgesuchten Münzen herausgearbeitet werden — wiederum mit dem Beil.

E.

Wenn wir nun ein kurzes Resumé geben wollen von dem, was wir bisher über die äußere Erscheinung unserer Insulaner berichtet haben, so darf man wohl sagen, daß die Japleute, wenn sie auch nach unsern Begriffen nicht schön sind, doch keinen unsympathischen Eindruck machen. Übrigens ist, allgemein gesprochen, auf Jap nicht das weibliche, sondern das männliche Geschlecht das schönere, wenn es auch einzelne junge Damen gibt, die sich auch bei uns auf der Promenade sehen lassen dürften. Der Grund ist folgender:

1. Die Männer sind schlanker und regelmäßiger gebaut, als das kleine, etwas stämmige, untersetzte Weib.

2. Die Männer sind infolge guter Ernährung und mangels fast jeglicher, anstrengender Arbeit auch noch nach der ersten Jugendblüte einigermaßen repräsentabel, während das schwerbeschäftigte Weib, sobald es Mutter geworden, schnell hinwelkt, frühzeitig abfällt.

3. Der Mann hat durchweg, wenn auch in der Regel nicht hervorragend viel, so doch immerhin noch etwas mehr Ausdruck im Antlitz als das Weib.

II.

Die innere geistige Veranlagung.

Vorbemerkungen.

Die innere geistige Veranlagung, das innere Fühlen und Denken eines fremden Volkes, die geistigen Bewegungen und die Triebfedern seines Handelns zu beobachten, aussündig zu machen und wahrheitsgetreu darzustellen, ist eine der dankbarsten aber auch eine der schwierigsten Aufgaben der Ethnologie, obwohl sie manchmal nur zu sehr auf die leichte Schulter genommen wird. Ganze Museen von Speeren und Hausgeräten, ganze Cabineten von Tieren und Pflanzen, Menschen-Skeletten und Mineralien zusammenzuscharren, zu etikettieren und zu katalogisieren, das ist nicht allzuschwer; schwer, manchmal sehr schwer ist es, die innere Seite eines Völkchens, seine seelischen Kräfte und Neigungen, seinen Charakter zu studieren, aus den äußern Thatfachen und Lebensbetätigungen richtig zu erfassen, zu erschließen, eine Aufgabe, der sich manchmal nicht nur sogenannte Globe-trotter, sondern auch Berufs-Ethnologen mit einigen wohlfeil hingeworfenen Redensarten entledigt zu haben glauben. Andere gehen mit ihrem Urteil fehl, weil sie, sich einer unbezweifelbaren schnellen und sichern Beobachtungskunst bewußt, gleich bei der Hand sind, aus irgend einer

mehr oder weniger auffallenden Tatsache, aus dem Verhalten irgend einer einzelnen Persönlichkeit den Charakter des ganzen Volkes zu folgern und festzulegen. Andere gibt es, die mangels Beobachtung des eigenen Ich, die doch allein eine sichere Fährte zur Kenntnis von Menschen ist, überhaupt nicht zur Abgabe eines Urteils über innere Seelenzustände und Vorgänge kompetent sind, mögen sie auch noch so zuversichtlich ex cathedra sprechen, im guten Glauben, daß ein Weltreisender auch schon eo ipso ein qualifizierter Menschenkennner sein müsse. Wieder andere lassen sich durch die ersten ihnen aufstoßenden Tatsachen, je nachdem sie ihnen sympathisch oder unsympathisch sind, gleich von vornherein, manchmal unbewußt, für oder gegen ein Volk einnehmen, wie das ja auch bei einzelnen Persönlichkeiten geschieht, und dieses vorschnelle pro oder contra fließt dann auch ganz von selbst ein bei der Beurteilung der weiteren Fakta, die dann nur zu oft nach ihm gedeutet und gedeutelt werden — der erste Eindruck ist halt entscheidend. Und doch sollte man nicht vergessen, daß wie bei einzelnen Personen, so auch bei ganzen Völkern sich die scheinbar widerspruchsvollsten Charakter-Seiten offenbaren können. So glaubt z. B. Christian bei den Bonape-Deuten so widersprechende Eigenschaften entdeckt zu haben, daß er ihren Charakter ein regular chameleon nennt.

Zur falschen Beurteilung eines Volkes kann man auch gelangen, wenn man unter Umständen seine eigene persönliche Stellung zu demselben zu wenig in Mitrechnung zieht. Es ist etwas ganz anderes, ob ein gewinnstüchtiger Kaufmann, oder ein in seinen Hoffnungen getäuschter Missionär, oder ein gebietender Staats-Beamter an die Beurteilung eines Volkes herangeht. Wie leicht fließt beim einen die „schwierige Geschäftsbehandlung“ der Eingeborenen ins Urteil ein, beim andern der innere Unmut über den geringen Erfolg seiner apostolischen Mühn, während der dritte zu wenig in Anschlag bringt, daß er, wenn vielleicht auch noch so liebenswürdig, den Natur-Menschen als Autoritäts-Person gegenübersteht, und deshalb erwarten muß, daß diese mißtrauischen Kinder, die schon an und für sich, wie Christian mit Recht bemerkt, „not particularly cordial to strangers“ sind, am wenigsten ihm gegenüber das Herz auf der Zunge haben und sich äußerlich immer so geben, wie sie innerlich gesonnen sind.

Aus all diesen Unzulänglichkeiten und Fehlgriffen bei der Beurteilung eines fremden Volkes ergeben sich dann auch die oft schnurstracks sich entgegenlaufenden Widersprüche der Ansichten. Während z. B. frühere Südseefahrer zur Zeit des aufkommenden Humanitäts-Dufels, u. a. unser Chamisso, der Welt nichts Reizenderes zu offenbaren wußten, als das kindlich reine, unverfälschte, liebenswürdige Natur-Leben der Insulaner im fernen, stillen Ozean, vermochten spätere Reisende in diesen Menschenkindern nur viehisches, blutdürstiges, heimtückisches Gefindel zu entdecken. Sind die einen entzückt von der Liebenswürdigkeit, dem natürlichen Feingefühl der Insulaner, so nennen andere sie in einem Atemzuge unaufrichtig, lügnerisch, unfrennblich, gleichnerisch, eigennützig, diebisch, kurz, „die miserabelsten aller Kreaturen“. Während der spanische Kapitän Butron nach einem kurzen Besuche der Palaoz-Gruppe den dortigen Einwohnern das beste Leumundszeugnis ausstellte, nannte der amerikanische Kaufmann D'Keef, der sein abenteuerliches Südsee-Leben vor einigen Jahren bei einem furchtbaren Sturme beschloß, dieselben Leute „regular pirates“, vielleicht deshalb, weil sie sich von diesem berühmten „King of Jap“ nicht so leicht in die Tasche stecken ließen wie unsere gutmütigeren Jap-Insulaner.

Und während der jetzige Herr Bezirks-Amtmann von Jap, was jedenfalls von seiner wohlwollenden Gesinnung zeugt, das Urtheil des Herrn Prof. Volkens, die Japleute seien ein von jeder Negerfurcht freies, von Natur überaus taktvolles Völkchen, noch dahin steigert, daß dieselben an Herzenstakt und edler Gesinnung nicht nur jedes Naturvolk der Südsee, sondern auch uns Europäer überträfen, kann meine Wenigkeit leider keine ganz so kräftigen Heroldstöne blasen, sieht sich vielmehr gezwungen, diese Lobeshymne um einige Noten tiefer zu stimmen.

So beginne ich denn mit

A.

Verstandes-Gaben und -Kräfte.

Im allgemeinen darf man sagen, daß die Japleute nicht zu den stupiden, geistig wenig regsamen Naturvölkern gehören, daß ihnen vielmehr eine gewisse, und einzelnen Individuen sogar eine auffallende Intelligenz nicht abgesprochen werden kann.

Doch heben wir einzelne Punkte speziell heraus.

A. Die Beobachtungsgabe ist, wie bei den meisten Naturvölkern, so auch bei den Japleuten eine sehr ausgeprägte. In Bezug auf Beobachtung und Kenntnis der Natur und ihrer Vorgänge sind sie uns Europäern in vielen Dingen weit über. Infolge langer und eingehender Betrachtung der Natur im großen wie im kleinen sind sie sich ebenso klar über den Lauf und die Bedeutung der größeren Gestirne, wie über Lebensweise, Nutzen oder Schädlichkeit, praktische Verwendbarkeit des kleinsten Korallenfischchens, des unscheinbarsten Gräsleins. Gerade auf dieser scharfen Beobachtung der Natur beruht auch zum Teil ihre manchmal staunenswerte Erfindungsgabe, von der man sich auf Schritt und Tritt bei ihren Haus- und Canoe-Bauten, bei ihren Zierraten, bei ihren Hausgeräten, bei ihren vielen Methoden des Fischfanges u. s. w. überzeugen kann.

Doch nicht minder wie für die Natur hat der Japmann auch ein scharfes Auge für die ihn umgebende Mitwelt. Es ist erstaunlich, wie sicher er oft die Gedanken, die Pläne, die Charakter-Seiten seiner Landsleute wie der Europäer zu entdecken, zu durchschauen, abzuwägen und — sich dienstbar zu machen weiß. Mich hat der Japmann überzeugt, daß er ein ausgesprochener Diplomat ist, wie vielleicht nicht mancher der mit ihm in Berührung kommenden Weißen. Schnell hat er die „schwache Seite“ eines Kaufmanns, eines Missionärs, eines Beamten heraus, er weiß bald, was er von ihm zu hoffen oder zu befürchten hat, während er seine eigenen wahren Gesinnungen und Gefühle aufs schlaueste zu verstecken versteht.

Dieser diplomatische Zug, diese Kunst der Beobachtung und Verstellung mag vielleicht zum großen Teil auf natürlicher Veranlagung und Vererbung beruhen, sicher wird sie aber infolge der sozialen und Familien-Verhältnisse von Jugend auf geübt und geschärft, und fand besonders früher reiche Betätigung, wo noch die einzelnen, rivalisierenden Dörfer sich mit dem Speer in der Hand mißtrauisch gegenüberstanden. Namentlich lernt man in einzelnen Häuptlingen durch und durch geriebene Kameraden kennen, denen kein europäischer Machiavell die Dinte schwarz zu färben braucht.

Treulich ist es immerhin noch erwünscht, mit solchen kniffigen Dufels, als mit stupiden „Affen-Menschen“ zu tun zu haben, wenn auch der diplomatische Charakter der Japleute zur Vorsicht mahnt, und allzugroße Vertrauensseligkeit auf ihre bewährte Freundlichkeit, Lenksamkeit und Unterwürfigkeit leicht einmal bitter getäuscht werden könnte.

B. Die Auffassungsgabe. Sie scheint mir nicht so bedeutend wie das Beobachtungs-Vermögen, wenn es auch einzelne Individuen gibt, die es an Schnelligkeit und Sicherheit der Auffassung und des Begriffes mit Kindern der kaukasischen Race aufnehmen. Unterstützt wird die Schnelligkeit des Begriffsvermögens durch eine sehr große curiositas, eine stark ausgeprägte, natürliche Neugier, während andererseits die große Trägheit und geringe Nachhaltigkeit der Willensenergie der Fruchtbarmachung dieser Wißbegierde hemmend entgegen wirkt. Wird daher der Japmann durch irgend eine Autorität von außen ernstlich dazu angehalten, so hat er im Durchschnitt „Grüße“ genug, seinem Lehrer das Hantieren mit Schippe und Hacke, mit Hammer und Zange, mit Säge und Hobel, mit Kelle und Pinsel abzugucken. Auch das a, b, c bleibt ihm nur anfangs eine etwas schwer zu nehmende Hürde, während er bald ohne große Schwierigkeiten Lesen, Schreiben und Rechnen lernt. Und das „Griffe kloppen“ auf dem Kasernenhof? Herr Professor Volkens meint, die Eingeborenen-Polizeitruppe auf Jap nehme es nach dreimonatlicher Ausbildung im Exerzieren und Schießen mit jedem deutschen Soldaten auf. Nun, ich will annehmen, daß dem guten, für das liebe Jap eingenommenen Herrn dieser Lobspruch entschlüpfte, als er auf dem Eilande trotz der Hitze mal „zur Mittagsstunde in angenehmstem Wohlbehagen schwelgte“, oder daß seine Lebenspfade nie auf einen preußischen Kasernenhof gemündet. Nein, soweit ist es mit der Auffassungsgabe und Bildungsfähigkeit unserer jüngsten Waffenbrüder in der Südsee denn doch nicht her. Er hat Auffassung, der Japmann, und ist auch willig und gelehrig — solange der nötige Druck von außen da ist — aber die „Treffen“ wird er sich noch nicht so leicht verdienen, und es dürfte noch lange dauern, bis man ihn als auswärtiges Mitglied der Akademie für Kunst und Wissenschaft in Vorschlag bringt.

C. Das Gedächtnis habe ich nicht besonders ausgeprägt gefunden. Vielleicht ist es deshalb wenig entwickelt, weil der Japmann, unbekümmert um Vergangenheit und Zukunft, nur dem Tage und der Stunde zu leben braucht. Von der Geschichte seiner Vorfahren hat er nur wenige, verschwommene, sagenhafte Züge festgehalten, während selbst verhältnismäßig noch neue Ereignisse, die sich auf sein Eiland beziehen, für ihn schon völlig in Lethé untergegangen sind.

Auch von den Unterrichtsgegenständen in der Schule fällt ihm gerade das Gedächtnisfach, das Rechnen, am schwersten, während er für fremde Sprachen wie mehr Vorliebe, so auch mehr Begabung hat. Die allergebräuchlichsten Umgangsworte hat er sich durch beständiges Hersagen schließlich eingepaukt, ein Beweis, daß seine Gedächtniskraft, wenn auch nicht groß, so doch auch nicht grade minimal ist.

Für zwei Dinge hat der Japmann übrigens ein „gutes Gedächtnis“, für erlittenen Schimpf und für eigene Verfehlungen, die er einem andern gegenüber auf dem Kerbholz hat. Eine Beleidigung trägt er noch nach Jahren nach, und einem Gläubiger weicht sein schlechtes Gewissen oft lange aus, bis er hofft, daß Gras über seine Schulden gewachsen. Dann kommt er auf einmal wieder ganz unschuldig heran und heuchelt ein — schwaches Gedächtnis.

D. Die Einbildungskraft ist nicht als hervorragend zu bezeichnen, wie schon aus dem Mangel jeglichen Kunstwerkes hervorgeht, wenn man von einigen wenigen, geschnitzten Tierfiguren absieht, die übrigens auch nur eine höchst ungeschickte, plumpe Kopie der Natur darstellen ohne jede künstlerische Auffassung. Sie zeugen, wie auch die sonstigen Zierarbeiten, mehr von einer handwerkmäßigen

Geschicklichkeit und Fertigkeit. Damit soll nicht gesagt sein, daß überhaupt in einem Japir die Funke der Phantasie nicht erglimmen könnte. Dagegen würden protestieren die sagenhaften Ausschmückungen ihrer Vorfäter-Geschichte, die nicht ohne alle Poesie verfaßten Tanzesänge, die oft symbolisierenden Tanzmimiken selbst und vielleicht auch die das gesprochene Wort oft sinnreich illustrierenden Gesten, das sie begleitende Mienenspiel der Augen.

Übrigens ist der Mangel großer Einbildungskraft sowenig auf Jap wie bei uns ein Hindernis, recht „eingebildet“ zu sein.

E. Die Reflexion ist wohl die am wenigsten entwickelte Geistestätigkeit. Der Japir gibt sich nicht die geringste Mühe, sich innerlich Rechenschaft abzulegen von den Vorgängen des äußern Lebens. Er nimmt und lebt sie, wie sie kommen;



Bau eines großen Gemeindehauses, das Aufrichten der großen Stützpfiler aus Riesenbaumstämmen. Augenblicklich „Pause“.

höchstens daß er sich mal fragt, welcher „Can“ oder Geist dahintersteckt, ihm seinen Unwillen dokumentiert. Über die innern Vorgänge des Seelenlebens verliert er überhaupt wohl nie einen Augenblick des Nachdenkens.

B.

Die Willens-Betätigung.

Im Durchschnitt entwickelt der Japirwohner wenig Willens-Energie. Der Grund mag wohl der sein, daß das gleichmäßige, kaum ein Minimum von Sorge bereitende, Tag für Tag in denselben ausgetretenen Pfaden verlaufende Leben wenig Anforderungen an die Betätigung energischer Willenskraft stellt und nur bei wenig Ausnahme-Gelegenheiten eine momentane, vorübergehende Energie-Entwicklung auslöst.

Wenn der verdiente, englische Forscher Christian eine hervorragende Betätigung von Energie in der oft Jahre lang an die Herstellung eines einzigen Gegenstandes

gesetzten minutiösen Arbeit sehen will, so möchte ich gerade in der Langwierigkeit einer solchen Leistung ein sicheres Anzeichen von der Schlassheit und Energielosigkeit unserer Leute erkennen.

Langjährige Arbeit an einem einzigen Gegenstand und endliche Vollendung desselben wird gewiß nicht selten ein Zeichen von Energie sein, nämlich dann, wenn ich trotz vielfacher Hemmnisse und Schwierigkeiten zähe aushalte und unablässig weiter arbeite, bis das Resultat erreicht ist, das Werk den Meister lobt. Dagegen spricht man von nichts weniger als von Energie, wenn der Arbeiter aus angeborener Schlassheit des Willens, aus Mangel an zäher Ausdauer seine vielleicht nicht ganz leichte, aber doch auch nicht besonders abschreckend schwierige Arbeit jeden Augenblick unterbricht, sie aufschiebt, bei Seite legt, sobald die geringste Ermüdung sich meldet,



Eingeborene beschäftigt, ein europäisches Wellblechhaus zu erbreitern.

oder Unlust und Verdrossenheit sich einstellt; und das ist der Fall unserer Tapleute. Wenn die Aufrihtung eines einzigen Gemeindefaues Jahre in Anspruch nimmt, wenn der Bau eines einzigen Canoes oft längere Zeit verlangt, als zwischen der Kiellegung und dem Stapellauf eines modernen Panzerschiffes verläuft, wenn die Anlage einer Fischreue, einer kleinen Pflanzung, die Herstellung eines Spielzeuges oder eines Schmuckgegenstandes oft so unfaßbar viele Zeit erheischt, so liegt der Grund nicht in der Schwierigkeit der Arbeit selbst, ja nicht einmal immer in der verhältnismäßigen Unzulänglichkeit der primitiven Werkzeuge, sondern in der allgemeinen Gewohnheit der Tapleute, nichts zu überstürzen, die Sache gleichsam mehr so von selbst unter der Hand erwachsen, erstehen zu lassen, als sie mit energischer Anstrengung schnell zu fördern. „Cabay e pire ran botsch“, Rom ist nicht in einem Tage erbaut“, so spricht er oft, und darum pausiert er nach jedem fünften Spaten-

stich, nach jedem siebenten Hammerschlag. Ist es zu heiß, so schafft er nicht, ist's zu regnerisch, so bleibt er zu Haus, ist der Aufseher fort, legt er die Schippe bei Seite, kommt ein guter Freund, setzt er sich mit ihm zusammen, wird sein Arm etwas laß, macht er Feierabend.

Man halte diesen Ausführungen nicht gegenüber, daß die Zaplente unter schwierigen Umständen den Durchstich eines kleinen Fithmus geleistet, daß sie kilometerlange schöne Wege gebaut, für ihre Verhältnisse geradezu großartige steinerne Dämme errichtet. Denn die entscheidende Frage ist die, würden sie aus eigener Energie solche Arbeiten vollendet oder auch nur angefangen haben? Nein, sie haben die Leistungen vollbracht, weil fremde Energie ihnen den Rücken stärkte, weil die



Eingeborene an einem Wellblechdache arbeitend.

Regierung ihnen diese Arbeit auferlegte. Und mit welchem Widerwillen gehen sie an solche Arbeiten! Und wie viel Zeit wird daran gesetzt, verplempert, trotz des überwachenden Auges des Aufsichtsbeamten. Ich will nicht verlangen, daß man diesen von Natur aus energielosen, arbeitscheuen Leuten besser auf die Klappe rücke, ich will nur konstatieren, daß die angeführten Arbeiten nichts für eine besondere Energie im Charakter der Insulaner beweisen. Wer sie beim Wegebau gesehen, wie Steinchen für Steinchen gedreht, gemendet und angepaßt wird, als gelte es Diamanten in ein Geschmeide einzufügen, wer gesehen, wie gelassen und langsam Körbchen für Körbchen mit Erde gefüllt und an seinen Platz transportiert wird, wer beobachtet, wie sie nach Entfernung des Beamten sich ruhig neben die Arbeit setzen, zu Tabak und Bethelruß greifen und ein gemütliches Palaver beginnen oder auch ein Stückchen tanzen und singen, wer weiß, wie oft ein Dorf mit seiner Arbeit in der wahrhaftig weit genug bemessenen Zeit nicht zu Ende kommt und in Strafe genommen wird, wer überhaupt die ganze olympische Ruhe und

Gelassenheit des Japmanns in seiner ganzen Lebensführung kennt, wird schwerlich geneigt sein, diesen braunen unbeforgten Tagedieben eine besondere Energie zuzuschreiben. Nein, schlaff, matt, gelassen, träge — das ist der Japmann. Dabei ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß er in besonderen Fällen und für kurze Zeit auch mal „energisch zugreift“. Bei den gefährlichen Hochseefahrten, bei der Ubschung einer Schiffsladung, unter den Augen des Vorgesetzten hört auch bei ihm die Gemütslichkeit auf, und wenn es ein Wettrudern gilt oder eine Segelregatta, setzt er den letzten Schweißtropfen dran, die andern zu überholen. Aber das sind alles bloß außergewöhnliche Kraftanstrengungen. Unter gewöhnlichen, alltäglichen Umständen bleibt seine Energie sehr stark unter Mittelmaß.



Eingeborene an einem Wege arbeitend.

C.

Temperament, Affekte, Gemütsleben.

A. Das Temperament des Japmannes ist durchweg ein ruhiges, mehr sinnlich weiches als sensibiles. Tiefe Seelenerregungen kennt er kaum; er wird nicht leicht innerlich stark affiziert, sondern dokumentiert eine gewisse insensibilitas, die freilich nicht zu verwechseln ist mit stupidem torpor, mit dickhäutiger Apathie. Selbstverständlich hat auch auf Jap die Jugend ein immerhin noch regsameres Temperament als das Alter. Schließlich kann es auch bei jedem Japmann aus besonderen Anlässen zum erregten Durchbruch irgend eines Affektes z. B. des Zornes, der Nachsucht, der Freude kommen. Für gewöhnlich dagegen verläuft das Seelenleben unserer Insulaner ganz ruhig und gleichmäßig, ohne tief erfaßt, erschüttert oder gar aus dem Gleichgewicht herausgehoben zu werden. Ob das, wie man behauptet, auf die fast ausschließliche Pflanzkost zurückzuführen sei, will ich nicht entscheiden; mögen unsere nervösen Vegetarianer Widerspruch erheben!

B. Zum bessern Verständnis des innern Gefühlslebens unserer braunen Brüder wollen wir noch einige Affekte im besondern betrachten.

1. Der Mut ist kein Spezifikum des Japmannes, wenn ich auch nicht direkt andern zustimmen will, die ihn ohne Bedenken feige nennen. Denn gegen letzteres Prädikat sprechen meines Erachtens schon die gefährlichen Hochseefahrten, die früher nach anderen Inseln unternommen wurden, und selbst heute noch nicht ganz aufgegeben sind. Sie dürften aber auch wohl nicht als Beweise eines großen Mutes angesprochen werden; denn es waren doch immerhin nur einzelne Subjekte, welche diese Fahrten unternahmen und auch dann nur aus bestimmten, schwer zu umgehenden Zwecken. Daher besagen diese Fahrten nur soviel, daß der Japmann unter dem Drucke bestimmter Verhältnisse auch mal einen gelegentlichen tüchtigen Wagemut entwickeln kann.

Daß ihm aber der Mut im allgemeinen nicht in hohem Grade eignet, zeigt schon die Art seiner Kriegsführung, die mehr defensiv als offensiv zu Werke geht. Statt auf offenem Plane mutig zusammenzustößen, lieben es die Japleute, hinter allerhand Gebüsch versteckt, sich allmählich an den Gegner heranzuschleichen, jedoch immer in respektvoller Distanz, um ihm, falls er sich mal eine Blöße gibt, eine Lanze an den Schädel zu werfen, wobei freilich ein Kriegsgebrüll entwickelt wird, auf welches die Mannen des Achilles vor Troja hätten stolz sein können. Und hat einmal einer eine tüchtige Schramme weg oder ist gar mal einer den Heldentod fürs Vaterland gestorben, dann wird statt der Kriegsmuschel gleich die Friedensschalmel geblasen, und man zieht es vor, die Sache lieber gütlich beizulegen.

Andererseits darf man aber auch sagen, daß das unvorbereitete Überfallen eines nichtsahnenden Feindes bei Nacht, wie es einmal geschah, nicht Jap-usance ist und von allen als feige gebrandmarkt wurde.

Für eine nicht allzugroße Herzhaftigkeit der Japbewohner spricht auch deren ausgeprägte Geister- und Gespensterfurcht. Selbst am hellen Tage zeigen manche Furcht, an irgend einer Gräberstätte vorbeizugehen. Und wenn es auf Jap Sitte ist, daß jeder bei einem nächtlichen Ausgang, sobald der Mond nicht helle scheint, ein Licht, d. h. eine glimmende Kokoschale oder gar einen weithin leuchtenden angezündeten Kokoswedel mit sich führt, so glaube ich, daß dieser Beleuchtungsgebrauch nicht nur in der Besorgnis, unterwegs auf den manchmal sehr engen Pfaden mit jemand im dunkeln zusammenzustößen, sondern auch in der Geisterangst seine rechte „Beleuchtung“ findet.

Auch die Frauen und Kinder zeigen am hellen Tage eine ausgesprochene Scheu, ja meistens „schreiende Furcht“ vor jeder ungewohnten Erscheinung, und im Nu springen sie in die Büsche, sobald ihnen eine unbekannte Person begegnet. Schließlich ließe sich noch erwähnen die manchmal lächerlich übertriebene Furcht vor allerhand kleinen Seetierchen.

2. Nehmen wir als zweiten Affekt den Stolz. Man hat die Japleute „stolze Naturen“ genannt, und wer sie zum erstenmal so aufrecht einherstreiten sieht, könnte das auch gleich aufs Wort glauben. Ein gewisses Selbstbewußtsein des Japmannes verrät sich ja auch tatsächlich in der stolzen Berachtung, die er Einwohnern fremder kleinerer Inseln gegenüber an den Tag legt. Die Tobi- und Sonjorolleute z. B. weiß er schon ganz gut nach berühmten Mustern „Hunde“ zu nennen. Daß ihm freilich dies Selbstbewußtsein nicht allzu tief sitzt, geht schon daraus hervor, daß er es unter Umständen gar nicht für so sehr unter seiner Würde hält, mit diesen „Hunden“ ans ein und derselben Reiszüßel zu essen.

Sobald sich aber der Japmann Gleich- oder gar Höhergestellten gegenüber sieht, reduziert sich sein Selbstbewußtsein auf ein kaum merkbares Minimum. Schon den Palasleuten gegenüber, die doch an Zahl weit geringer sind als er, wagt er nicht im mindesten „aufzutreten“. Und seinen Häuptlingen gegenüber? Von „Männerstolz vor Königsthronen“ keine Spur. Im Gegentheil herrscht durchweg in Jap geradezu eine systematisch zu nennende, ausgeprägte Devotion gegen die Gemeindevorsteher, auch wenn der „innere Mensch manchmal knirscht“ gegen deren gar nicht so seltenen Übergriffe und Ausbeutungen. Ausnahmen können natürlich auch hier nur die Regel bestätigen.

Und wie zeigt sich des Japmanns Selbstbewußtsein erst dem weißen Manne gegenüber? Nach außen nie; nur Devotion, willfährige Unterwürfigkeit, lebenswürdige Freundlichkeit; Ausnahmen natürlich auch hier. Nach innen? Hätte er Hosen an, er würde die Faust in der Tasche ballen; so aber kann er dies nicht einmal, sondern beschränkt sich auf geheimen Ärger und sorgfältig verhehlte Abneigung gegen „alles was Kleider trägt“. Aber das nennt man nicht stolzes Selbstbewußtsein, sondern ohnmächtige Wut, vielleicht noch schlaue Diplomatie. Man hat ein gewisses Selbstbewußtsein der Japleute darin erblicken wollen, daß sie einem Weißen, gleichviel welcher Stellung, der sich nach einer Gesellschaftsdame umsieht, nie eine Frau, ein Mädchen aus einem freien Dorfe, sondern stets nur die verachteten Sklavinnen überlassen. Allein ich glaube, daß dieses Verhalten, wenn es wirklich stets eingehalten wird, wofür ich aber keine absolute Garantie übernehmen kann, obwohl ich dessen von mehreren, langansässigen Weißen durchaus versichert wurde, ich glaube, daß dieses Verhalten nicht auf Selbstbewußtsein zurückzuführen ist, weil der Japmann dieses dem Europäer gegenüber sonst nicht kennt, sondern auf den Umstand, daß man, weil die Frauen auf Jap in der Minderzahl sind, vom eigenen Hausbedarf nichts abgeben kann und mag.

Nein, ich traue dem Japmann nicht viel stolzes Selbstbewußtsein zu; schon seine vielen Diebereien und noch mehr seine fortgesetzten Betteleien, welche selbst die höchsten Häuptlinge nicht unter ihrer Würde halten, machen mir's schwer, ja unmöglich.

3. Wie nun der Japmann, um zu einem neuen Affekte überzugehen, überhaupt nicht leicht tieferen Seelenregungen unterliegt, so schwillt ihm auch nicht leicht die Zornesader, wenn Haß und Grimm an seinem Herzen nagt. Freilich würde der sich täuschen, der da glaubte, solange der Zorn und Haß des Japmanns nicht in hellen Flammen nach außen hervorschlägt, wäre solcher nicht vorhanden, oder doch wenigstens nicht tief erregt. Denn wie ich schon betont, versteht der Japmann infolge ererbter Naturanlage und frühesten Angewöhnung es ausgezeichnet, seine wahren Gefühle zu verdecken, unter einem freundlichen Außern innere Abneigung zu verbergen.

Nichtsdestoweniger steht fest, daß er sich in der Regel nicht leicht aufregt, daß man ihm schon manches bieten darf, bevor er wirklich und nachhaltig erbittert ist. Kleinigkeiten regen ihn überhaupt nicht auf. Daher die große Seltenheit von „Familienszenen“, die allerdings auch schon deshalb sich so selten ereignen, weil man, wenn die Sachen einmal nicht mehr zur Zufriedenheit stehen, es vorzieht, einfach mit französischem Abschied auseinander zu laufen, statt eine dramatische Schlußszene aufzuführen. Daher auch die auffallende und so wohlthuende Ruhe, mit welcher die Japleute ihre Beratungen halten, Differenzen erörtern, Streitpunkte schlichten. Nur in einem Punkte steht bei ihnen gleich das Haus in Flammen: Wenn

aus einem Dorfe ein Mädchen entführt worden ist, verlieren alle das moralische Gleichgewicht; man raffelt gleich mit dem Speer und tutet schrecklich in die Kriegsmuschel. Sonst aber wird alles so ziemlich auf gütlichem Wege ausgetragen vor einer Haagerer Friedenskonferenz.

Das ist allerdings wahr, hat der Zapmann einmal eine tiefere Abneigung, einen wahren Haß gegen jemand gefaßt, so trägt er ihn jahrelang mit sich herum, auf eine Gelegenheit lauernd, sich Rührung und Genugthuung zu verschaffen. Deshalb sind auch die früheren alten Feindschaften und Rivalitäten zwischen einzelnen Dörfern jetzt noch nicht ausgestorben; sie glimmen immer noch unter der Asche fort und machen sich hier und da mal bemerklich in kleineren gegen einander ausgespielten Intriguen. Sie würden längst wieder einmal zu offenem, kriegerischen Ausbrüche gekommen sein, wenn nicht früher die spanische und jetzt die deutsche Regierung kommandieren würde: „Gewehr bei Fuß! Brüder, liebet einander!“

4. Sagen wir nun auch einige Worte über die Affekte der Freude und Trauer. Der Zapmann zeigt, wie das bei seinem materiell sorglosen Dasein nicht anders zu erwarten, durchweg eine heitere, zu Freuden und Späßen aufgelegte Natur. Er singt und tanzt außerordentlich gern, natürlich solange er jung ist; eine kleine heitere Episode vermag eine wahre Lachsalve, ja stürmisches Freuden-geheul bei ihm auszulösen, das er dann mit lebhaften Sprüngen und lautem Schenkel-Beklatschen begleitet. Wie gesagt, liegt der tiefere Grund für dieses heitere Temperament nicht so sehr in leichtem, lebhaftem Geblüte, als in der Sorgenlosigkeit des Lebens. Für Essen und Trinken ist ja gesorgt, und wenn er auch hier und da Beschäftigung hat, so „artet dieselbe doch nie in Arbeit aus“, um mich eines sehr bezeichnenden Witzwortes zu bedienen. Wozu also nicht munter und lustig sein?

Eigentliche Melancholiker sind daher auch mit der Laterne des Diogenes zu suchen. Diese heitere, sorglose Grundstimmung des Charakters ist es auch, die bei der geringen Tiefe seines Gefühls-Lebens überhaupt eine wirklich echte, tiefe, nachhaltige Trauer nicht, oder höchst selten aufkommen läßt. Das einzig wirklich „traurige“ Geschick, das ihn treffen könnte, wäre schließlich eigene schwere Erkrankung oder der Tod eines nahen Angehörigen. Wie selten ihn aber selbst die auf Jap so weit verbreitete, ganze Gliedmaßen und Körperteile wegessende, lepraartige Hautkrankheit dauernd mißstimmt, kann man im deutschen Regierungs-Hospital sehen, wo die entsetzlichsten Krüppel und Zerrbilder des Typus homo singen, tanzen, spielen, einander hänfeln und Streiche spielen, fast als sei man auf einem Kinderspiel- oder Sportplatz. Und die Trauer um verstorbene Angehörige? Sie ist entsetzlich, wenn man die — Klageweiber hört. Aber jedermann weiß, daß die Trauer nicht tief sitzt, daß die Totenklage mehr eine konventionelle Etiketten-Frage ist, an der das Herz nur oberflächlichen Anteil hat. Am Grabe wird mächtig geheult, aber jeder hat seine Zeit abzuhäulen, nach deren Verstreichen ein anderer „Leidtragender“ an die Reihe kommt. Das „Leidtragen“ und „Condolieren“ ist ja dort grade so kalt konventionell wie — bei uns. Und selbst die nächsten Blutsverwandten tragen ihren Angehörigen keine tiefe Trauer nach. Man kann eine Mutter am Grabe ihres Sohnes sehen, die fürchterlich heult, sich dann von einem Vorübergehenden ein wenig Tabak erbittet, sich eine Cigarette dreht, einige Züge daraus tut und dann — wieder weiter trauert, wollte sagen heult.

Aber wird man sagen, wie kommt es denn, daß Angehörige für ihre verstorbenen Lieben noch nach Jahren großartige Trauer-Feste veranstalten? Wie das kommt?

Weil auch diese Feierlichkeiten, bei denen es mit Tanz und Gelagen und Geschenken hoch hergeht, nichts sind, als eine Sache der Etiquette und — des Familienstolzes

5. Nein, eine tiefgreifende, nachhaltige Trauer ist dort unmöglich, wo es keine innige Liebe gibt, um nun zuletzt auch von diesem Affekte zu sprechen. Und einer warmen, innigen, selbstlosen Liebe ist der Japmann unfähig, weil er im Grunde des Herzens ein zu selbstüchtiger Egoist ist. Er fragt sich überall zuerst, was habe ich davon; und deshalb sehen wir, daß die Liebe in Dingen, wo sie sonst das erste Wort zu reden hätte, nur als Adjutant anderer Interessen auftritt, nämlich bei der Eheschließung, bei dem Verhältnis der Eltern zu den Kindern, in der Freundschaft.

Was die Eheschließung betrifft, so geht es dabei nichts weniger als romantisch her. Keine Liebesheiraten giebt es auf Jap vielleicht überhaupt keine. Die Sache wird ja fast ausschließlich aus materiellen Rücksichten betrieben, und zwar meist von den Schwiegereltern, die ihre Kinder manchmal schon in frühester Jugend für einander bestimmen. Die Braut hat überhaupt nichts, und der Bräutigam nur soviel dabei zu tun, daß er, wie weiland der Patriarch Jacob, dem Schwiegervater für seine Rachel einige treue Dienste leistet und etliche Geschenke verabsolgt, die er nicht mehr zurückerhält, auch wenn es später zwischen dem jungen Paare zum Bruche kommen sollte. Daß keine höhere reinere Liebesneigung bei der Eheschließung mitstimmt, geht auch schon sehr deutlich daraus hervor, daß weder Bräutigam noch Braut einander nach früheren „Verhältnissen“ fragen, oder wenn sie dieselben auch in Erfahrung bringen und kennen, sich deshalb einander gram würden. Ja, wenn der Bräutigam oder auch der junge Gatte noch andere Beziehungen hat und unterhält, so kommt es deshalb noch nicht zum Bruche, da das etwas „Selbstverständliches“ ist, und selbst die Frau wird wegen anderer Ligationen nicht immer aus dem Hause gejagt, weil auch das nichts außergewöhnliches ist. Kommt es zum Bruch der „Liebesbände“, so ist in den meisten Fällen nicht gekränkte Liebe, eheliche Treulosigkeit, sondern ein sonstiges materielles Interesse daran schuld. Und gerade, daß beide Teile so leicht aus dem geringfügigsten Umstande den derzeitigen Ehepons verlassen und sich einen neuen Associé suchen können, um auch diesen vielleicht bald wieder durch einen dritten zu ersetzen, zeigt evident, daß es eine tiefere Liebesneigung zwischen den Ehegatten auf Jap nicht gibt, daß Amors Pfeile stumpf sind und die Herzen wenig verwunden.

Deshalb kann es auch nichts Auffälliges sein, daß die Liebesbände zwischen Eltern und Kindern keine besonders innigen sind. Kommt auch kein Kindesmord im landläufigen Sinne vor, so ist doch die procuratio abortus bei jungen Müttern in den ersten Jahren der Ehe nicht unbekannt — zwecks eigener Konservierung. Sind aber einmal Kinder da, so hat man sie wohl gern und sorgt ganz gut für sie; aber so innige, unzerreißbare Liebesbände wie bei uns bringt dort das Blut nicht hervor. Wie käme es sonst so oft vor, daß Eltern sich so leicht von ihren Kindern lossagen und sie gegen irgend einen materiellen Entgelt an andere, kinderlose Leute verschenken? Auf Jap sind nämlich aus später zu besprechenden Gründen unverhältnismäßig viele Ehen kinderlos. Daher kommt das Verschenken von Kindern seitens geeigneter Eltern sehr häufig vor. Und zwar werden die Blutbände so radikal durchschnitten, daß die Eltern und die Geschwister eines verschenkten Kindes, das meist noch in sehr jungem Alter steht, nie mehr ein Wort bezüglich ihrer Verwandtschaftsbande mit ihm reden, ja völlig kalt und fremd tun, wo immer sie mit ihm zusammentreffen.

Wenn so die Bande der Ehe und des Blutes keine besonders innigen sind läßt sich um so mehr erwarten, daß auch die Freundschaften, sei es zwischen einzelnen Personen, sei es zwischen ganzen Dörfern, nicht durch besonders tiefe Liebesneigungen, gekittet sind. Ich meine allerdings beobachtet zu haben, daß einmal geschlossene Freundschaften in der Regel auch Dauer haben. Aber der Grund hierfür liegt nicht etwa in der besonderen Innigkeit selbstloser Freundesliebe, sondern in dem dauernden gleichmäßigen Fortbestehen jener gemeinsamen Interessen, wegen deren man die Freundschaft angeknüpft und geschlossen. Daß es sich bei den einzelnen Dörfer verbindenden Freundschaften nur um Interesse-Gemeinschaften „befeundeter Nationen“ handelt, hat ja nichts weiter Auffälliges. Aber auch die Privat-Freundschaften einzelner Personen oder Cliques im Dorf sind fast durchweg derselben Art. Sie knüpfen sich an weniger aus spontan wirkender Sympathie des Charakters, als aus wohlüberdachten egoistischen Absichten. Es sind Freundschaften derart, wie sie etwa größere Firmen oder die Mitglieder eines Berufs-Vereins verbinden, „die alle wohl auf recht freundschaftlichem Fuße miteinander“ stehen und tüchtig zusammengehen, solange die gemeinsamen Interessen zu wahren sind, aber doch auch andererseits wenig Bedenken tragen, mal einander tüchtig einzuseifen, sobald das eigene Privat-Interesse dabei seine Rechnung findet. Daß solche Freundschaften trotzdem Dauer haben, erklärt sich daraus, wie gesagt, daß bei der Stetigkeit und abgeschlossenen Fertigkeit der dortigen Verhältnisse die gemeinsamen Interessen im großen und ganzen unveränderlich dieselben bleiben, während die kleineren privaten Eigenmäßigkeiten auf Gegenseitigkeit beruhen und ihren Ausgleich finden in der gelegentlichen Betätigung des Grundsatzes: „Wie Du mir, so ich Dir“.

C. Heben wir nun aus dem Gemütsleben speziell noch den Herzenstakt hervor. Ich lenke die Aufmerksamkeit gerade auf diesen Punkt, weil man denselben etwas gar zu viel betont hat. Hat man doch den Japanen eine Feinheit des Herzenstaktes nachgerühmt, die über jedes Lob erhaben und — bei keinem europäischen Volke zu finden sei. *Hand facile creditu*. Aber man beruft sich zur Erhärtung dieser etwas frappierenden Aussage auf das überaus taktvolle Benehmen des Japmanns, der „nichts von der weit verbreiteten Negerfremdheit an sich habe, sich keiner plumpen Vertraulichkeit schuldig mache, in allem sanftmütig, bescheiden, friedfertig, unterwürfig sei“.

Allein, „Behüt’ dich Gott, es wär so schön gewesen, behüt’ dich Gott, es hat nicht sollen sein“. Nein, wenn die Japaner überhaupt Taktgefühl besitzen, so jedenfalls kein hervorragendes, am wenigsten ein über jedes Lob erhabenes, an das selbst wir Europäer nicht heranreichen. Das läßt sich schon a priori nachweisen. Denn Taktgefühl, über jedes Lob erhabenes Taktgefühl, ist eine so feine Blüte des Herzens, beruht auf einer so feinen Empfindsamkeit der Seele, setzt ein so fein besaitetes Hartgefühl voraus, wie es nur einem tief innerlich veranlagten Gemüte, einem nach allen Seiten harmonisch abgestimmten, sittlich lautern, „über jedes Lob erhabenen“ Charakter zukommen kann. Nun haben wir aber bereits gesehen, wie wenig fein und empfindsam die geistige Veranlagung des Japmanns, wie wenig tief und verinnerlicht sein Gemütsleben ist, während wir noch im Nachstehenden erfahren werden, wie wenig abgeklärt und harmonisch gestimmt, wie wenig lauter sein sittliches Empfinden, sein Charakter ist.

Deshalb scheint es dem, der sich nicht durch eine gewisse äußere Liebenswürdigkeit und Affabilität im Benehmen des Japmanns hat bestechen lassen, schon

von vornherein unmöglich, daß diesem Südsee-Insulaner ein so ausgeprägt feines Taktgefühl eigne. Und er läßt sich auch a posteriori hiervon nicht überzeugen, wenn er sich die Gründe näher ansieht, welche dieses Kanaken Herzenstakt „über jedes Lob erheben“ sollen. Man sagt, er sei nicht negerfroh, nicht plump vertraulich, stets bescheiden unterwürfig. Aber im Ernste genommen, besitzt denn jeder, der nicht negerfroh, nicht plump vertraulich und stets bescheiden unterwürfig ist, schon deshalb einen besonderen Herzenstakt, von einem „über jedes Lob erhabenen“ nicht mal zu reden? Wenn — dann aber nicht nur unser Südsee-Insulaner, sondern auch mancher — Europäer. Allein, ist denn auch in der That der Japmann nicht negerfroh, nicht plump vertraulich? Negerfroh ist er nicht, d. h. er kennt kein freches, unverschämtes Auftreten gegenüber dem Europäer. Aber plumpvertraulich? Nun, er kommt zwar nicht und legt dem Amtmann oder dem Missionar vertraulich den Arm um den Nacken; aber zeigt er sich nicht mehr „vertraulich“ als angenehm, wenn er ohne zu fragen einfach ohne weiteres selbst bis in die intimsten Privatgemächer des Europäers vordringt? Ist er in seiner unbezähmten Neugier manchmal nicht furchtbar zudringlich und lästig? Setzt er sich nicht ohne jede Einladung einfach gaffend hinzu, wenn der Europäer zu Tische sitzt? Verfolgt er nicht mit seinen gierigen Blicken jeden Schluck und jeden Happen, den jener zum Munde führt? Und wenn man die Kerls heute wohlwollend fortjagt, kommen sie morgen nicht wieder? Muß man nicht extra die Türen schließen oder gar Wächter anstellen, um vor ihrer Zudringlichkeit gesichert zu sein? Man sage nicht, die Japleute fühlen das Unschickliche ihres Benehmens nicht heraus, weil sie auch unter einander und den Europäern freien Zutritt in ihre Wohnungen gestatten; denn sie gestatten solchgaftlichen Zutritt nur in die gemeinsamen großen Versammlungshäuser, während sie sich gewaltig spreizen, wenn man in ihre Privatwohnungen will.

Aber selbst, wenn ihre Zudringlichkeit anfangs auf unschuldiger Neugier oder gar Landesitte beruht hätte, so müßte doch gerade ihr Herzenstakt, oder soll ich noch sagen ihr über alles Lob erhabener Herzenstakt sie bald belehren, daß sie lästig, überaus lästig fallen, und daß es sich keineswegs schickt, dort nach wie vor zu erscheinen, wo man des öftern schon mild oder auch ernstlich an die Luft gewiesen wurde. Allein, weil der Japmann nicht die mindeste Blamage empfindet, wenn er als höchst überflüssig aus einem Hause, von einem Schiffe gewiesen wird, sondern dreißt wie ein Hausierer immer wieder erscheint, zeigt er, daß es ihm an Herzenstakt — schlechtweg gesprochen — fehlt.

Doch das ist übertrieben. Er ist ja so friedsam, so bescheiden unterwürfig, da kann es ihm doch nicht an Herzenstakt gebrechen? Ich will mir nicht die Worte D. Finck's zu eigen machen: „Die Caroliner werden gewöhnlich als die liebenswürdigsten und freundlichsten Südbewohner geschildert und namentlich ihre Gutherzigkeit und Friedfertigkeit gerühmt, Lobeserhebungen, die indes keineswegs als Regel, sondern nur für gewisse Fälle gelten können“; nein, ich will zugeben, daß speziell der Japmann im allg. friedfertig ist, fast nie aufgereggt zankt oder den Gegner beschimpft, daß er selten mit persönlichen Invektiven herausfährt und seine Versammlungen jedem europäischen Parlament als Muster der Ruhe und Ordnung hingestellt werden können, aber darüber kann ich mich nicht täuschen, daß diese äußere Friedsamkeit und Ruhe, wie wohlthuend und anerkennenswert sie ist, nicht die Wirkung eines speziell ausgeprägten Hartsinnes und Taktgefühls, sondern lediglich eines wenig erregbaren, fast pflegmatischen Temperamentes ist. Zudem muß man,

wenn man nun mal gern eine Hauptlingsversammlung in Jap, oder eine dortige Gerichtsverhandlung mit einem europäischen Parlament oder einer Gerichtssetzung in Berlin, Gelle oder Leipzig vergleicht, zu allererst sich nicht die Personen, sondern die zur Verhandlung stehenden Sachen anschauen. Dann wird das Urteil schon ein objektiveres werden.

Aber, um nun Schluß zu machen, die bescheiden willige Unterwürfigkeit des Japmanns, besonders den Regierungsorganen gegenüber, spricht sie nicht für einen ausgeprägten Herzenstakt? Das ich nicht wüßte. Denn diese Unterwürfigkeit ist dem Japmann infolge der später zu besprechenden sozialen Einrichtungen eine fast angeborene, eine durch die Verhältnisse mehr aufgezwungene als freudig freiwillige, weshalb sie auch in vielen Fällen nichts anderes ist, als äußerer Servilismus, als schlau berechnende Augendienerei, die innerlich knurrt und murrst und sich so oft ihrer Pflicht entzieht, als sie nur ohne Schaden kann. Beispiele hierfür lassen sich in Fülle bringen.

So kann ich denn dem Japmann keinen besonderen Herzenstakt, kein feines Taktgefühl nachrühmen, da ihm — seine äußere Ruhe und Friedfertigkeit in Ehren — doch der innere Zartfynn fehlt. Überhaupt, wo so rohe Tierquälerei wie in Jap geuibt, wo das Weib so tief verachtet wird wie dort, wo eine Mutter wohl einem jungen Schweinchen, nie und nimmer aber einem verwaisten Säuglinge Ammendienste leisten würde, da fehlt die richtige Reinheit und Zartheit des Gefühls und der Empfindung, ohne welche ein feinerer Herzenstakt undenkbar ist, am wenigsten ein „über alles Lob erhabener.“

D.

Das sittliche Niveau der Japleute.

Das innere Fühlen und Denken, die geistige Höhe eines Volkes prägt sich am deutlichsten ans in seinem sittlichen Verhalten. Daher können wir auch vom sittlichen Empfinden des Japmanns seinen geistigen Hoch- oder Tiefstand ablesen. Um nun nicht das ganze Gebiet moralischen Denkens und Lebens hier des weiten und breiten zu erörtern, will ich mich nur auf einige charakteristische Momente beschränken, die uns einen genügenden Einblick gestatten in das sittliche Niveau der Japleute.

A. Die Selbstbeherrschung. Im allgemeinen hat der Japmann, wie das schon aus den bisherigen Erortierungen durchsichtig wurde, seine Gefühle und Regungen ziemlich in der Hand. Auch den Grund dafür haben wir schon kennen gelernt: Einerseits besitzt er einen ruhigen Charakter, ein wenig erregbares Temperament, bei dem es an und für sich schon selten zu leidenschaftlichem Aufruhr kommt, andererseits hat er von Jugend auf gelernt, seine Gefühle nicht gerade zu bemeistern, aber wohl sie durch Verstellung künstlich zu verbergen, sodaf sie, wenn auch vorhanden, nicht leicht zum Ausbruch gelangen.

Wenn aber irgend eine Leidenschaft sein Gemüt tiefer erfasst, und ihn zugleich die öffentliche Sitte oder eine sonstige Rücksicht nicht verhindert, ihr freien Lauf zu lassen, so findet er in sich selbst nicht die nötige sittliche Kraft, zu widerstehen, sich selbst zu beherrschen, sich zu zügeln. Daher sehen wir, daß er jahrelang irgend eine Empfindung der Rache mit sich herumtragt, ohne daß die geringste Flamme des Zorns nach außen hervorischlagt; er hat eben noch keine Gelegenheit sie zu kühlen, oder sonst eine Rücksicht hindert ihn. Ist diese Rücksicht nicht mehr vorhanden,

kommt eine günstige Gelegenheit, so verliert auch auf einmal der so zahme, so sanfte so friedsame Japmann das „moralische Gleichgewicht“ und wird zum blutigen Wüterich. Wer die Probe machen will, und zwar sogleich im großen, der gestatte den Japleuten einmal, die vielen, jetzt mühsam zurückgedrängten Zwistigkeiten und Feindschaften zwischen den rivalisierenden Dörfern nach Belieben auszutragen, und wir werden am selben Tage noch die Kriegsmuschel in jedem Eßchen der friedlichen Insel ihr schauriges Getute erheben hören; in jedem Dorf, in jedem Gemeindehause werden die alten, wurmstichigen Lanzen hervorgeholt und vielleicht noch sorgsam verborgene Flinten von anno dazumal aus ihrem friedlichen Grabe exhumiert werden.

Oder man gebe den jetzt so streng verpönten Genuß alkoholischer Getränke wieder frei. Am selben Tage noch wird man ganz Jap wie ehemals im Straßen-graben liegen sehen, Weiber und Kinder sowohl wie lebenslustige Jünglinge und hochhehrwürdige Greise. Wie wenig Selbstbeherrschung der Japmann beim Anblick oder gar Geruche irgend welchen Fusels kennt, geht schon daraus hervor, daß ein älterer Papa, der mir Eidechsen fangen und in Alkohol einlegen half, sich zwar ordentlich bemühte, mir eine reiche Beute in die ihm überlassene Flasche zu stopfen, aber auch andererseits der Versuchung nicht widerstand, den Alkohol bis auf einen geringen Bodenrest von den Eidechsen — abzusaufen.

Und sollen wir gar von der Beherrschung der sinnlosen Triebe reden? Nein, denn davon ist in Jap garnicht die Rede. Die krasseste Unzucht reißt alle Geschlechter und Alter mit sich fort — widerstandslos. Niemand bekämpft, niemand zügelt, niemand beherrscht sie. Denn die öffentliche „Sitte“ wehrt niemand mit drohendem Finger, und so überläßt sich jeder der Leidenschaft sinnlicher Triebe, oder besser gesagt, wird blind von ihr fortgerissen, weil er keinen innern Widerstand, keine Selbstbeherrschung kennt.

B. Offenheit und Gradheit im Verkehr. Man hat den Japleuten eine besondere Aufrichtigkeit und ungeschminkte Gradheit im Verkehr nachgerühmt. Meine Erfahrung aber verpflichtet mich, denen Recht zu geben, die da von ihnen sagen: „they often fail to keep their word“, „sie brechen oft ihr Wort“ oder „faltan con frecuencia á su palabra“, was dasselbe bedeutet. Ja, wie sehr ich sonst extremen Ansichten abhold bin, hier möchte ich noch weiter gehen und die Japleute charakterisieren als eingeleistete Lügner, die auf Schritt und Tritt die Unwahrheit sagen. Und ich glaube kaum, daß jemand, der längere Zeit in nichtamtlicher Weise mit ihnen in Beziehung gestanden, und dem gegenüber sie sich schon freier, unbesorgter geben, mich der Übertreibung zeihen wird. Freilich, wer als Amts- und Respektsperson diesen Leuten gegenübersteht, vor dem wissen diese wohlberechnenden Diplomaten sich schon ganz anders zu geben, sich gründlich zu verstellen, sich einnehmend zu nähern, ganz ergeben und unschuldig zu tun, so daß ein solcher nur zu leicht über den wahren Charakter dieser schmeichelnden Heuchler getäuscht wird. Wer aber außeramtlich mit ihnen zu verkehren hat, wer sie hundertmal am Tage offensichtliche Lügen aussprechen hört, wer heute noch auf die Einlösung am Tage offensichtliche Lügen aussprechen hört, wer diese Insulaner dreist und rücksichtslos vorgehende Regierung abgeläuscht hat, wer diese Insulaner dreist und fest mit unerhörter Hartnäckigkeit Bergehen abstreiten hört, bei denen er sie selbst unmittelbar in flagranti ertappt und beobachtet, ich sage nicht, deren er sie auf Umwegen überzeugend überführt hat, der ist sich bald im Klaren, mit welcher durch

und durch verlogener Rasse er es zu tun hat. Man muß es gesehen, Tag für Tag erlebt haben, wie die kleinsten Kinder, die jungen Bengels, die augenverdrehenden Dämchen, die alten Herren und die würdigen Matronen um die Wette leugnen, sich verstellen, sich entschuldigen, Ausflüchte machen, oder auch dreist und unverschämt ins Gesicht lügen, um sie trotz ihrer liebenswürdigen Freundlichkeit in ihrer ganzen Unaufrichtigkeit und Verlogenheit zu durchschauen. Von Gradheit und Aufrichtigkeit in ihrem Charakter keine Spur. Das klingt nicht gerade melodios, ließe sich aber durch hunderte Einzelsakta erweisen.

C. Redlichkeit in Handel und Wandel. Wer lügt, der betrügt, wer betrügt, der stiehlt, sagt ein altes, wahres Sprichwort. Und so kann es uns auch nicht wundern, daß die Japleute von Ehrlichkeit und Redlichkeit nicht gerade imponante Begriffe haben. Freilich ist es wahr, daß sie weder einander noch den Europäer im Handel übervorteilen, höchstens daß sie letztern des öftern mit faulen Eiern anzuführen suchen. Ihr eigener Tauschhandel dreht sich ja nur um äußerst minimale Dinge, deren Wert zudem durch Gewohnheit fixiert und jedem bekannt ist, so daß hier auch dem geriebendsten Kohn keine Profitchen winken. Und im Handel mit den Europäern sind sie ja selbst diejenigen, die tüchtig ausgeweidet werden.

Aber sonst streckt der Japmann seine gierigen Finger nur gar zu gerne nach fremdem Gute aus. Das „Mein“ und „Dein“ weiß er nicht recht zu unterscheiden. Und man glaube nur ja nicht, daß bloß so viele Diebstähle geschehen, als vor die Behörde gebracht, oder daß es gar nur so viele Diebe gibt, als gerichtlich überführt werden. Bei der Lügenhaftigkeit der Verstellungskunst und dem — Cliquenwesen in Jap ist letzteres ja überaus schwierig. Ja, alteingesessene Europäer wollen gar wissen, daß zuweilen absichtlich ein falscher „Täter“ vorgeschoben wird, der auch ruhig eingestekt und die Sentenz über sich ergehen läßt, weil der oder die wirklichen Diebe ihn durch Versprechen gewonnen oder durch Drohungen eingeschüchtert haben. Ich selbst kann nur soviel sagen, daß ein solches Verfahren bei dem verlogenen Charakter der Japleute und bei den sozialen Verhältnissen, insofern deren die einen von den andern, besonders die Sklaven von den Freien oft sehr abhängig sind, gar nicht ausgeschlossen ist.

Kleinere Diebstähle unter einander sind an der Tagesordnung, und bei Europäern werden sie so oft versucht, als man Hoffnung hat, dabei nicht erwischt zu werden.

Es könnte nun auffallen, wie der Japmann so diebisch und doch andererseits so gastfreundlich und dankbar sein könne. Gastfreundschaft und dankbare Erkenntlichkeit wollen ja einige als vorzügliche Eigenschaften desselben betonen. Allein man hüte sich, diese Betonung zu stark sein zu lassen. Denn wenn auch der Japmann nicht ungestlich ist, ich drücke mich mit Recht reserviert aus, so beruht seine immerhin recht bescheidene Gastlichkeit auf wohlervogener „Gegenseitigkeit“; ja manchmal wäre man versucht, wirklich zu glauben, daß er „auf seinen eigenen Vorteil bedacht, von schlau berechnender Gewinnsucht und daher im Grunde genommen, geizig“ sei. Jedenfalls ist seine Gastfreundschaft derart, daß eine kleine Dieberei im Nebenamt recht wohl mit ihr verträglich ist. Beispiele braucht man nicht gerade zu suchen.

Auch das so sehr hervorgehobene Dankbarkeitsgefühl hindert den Japmann keineswegs, selbst seinem Wohltäter auszuspielen, was er kann; und zwar schon aus dem einfachen Grunde, weil er — jeglichen Dankbarkeitsgefühles bar ist, mag

er auch noch so froh und dankbar tun bei irgend einer Wohlthat, einem Geschenk. Sämtliche Missionäre und sämtliche Kaufleute auf Jap unterschreiben meine Behauptung ad verbum. Wenn die Vertreter der Regierung andere Beobachtungen gemacht, so kommt das daher, daß der schlaue Insulaner es wohl versteht, durch irgend eine kleine „Erkenntlichkeit“ z. B. durch Übergabe einer ethnographischen Rarität oder auch durch dankbare Mienen gut Wind zu machen. Wie wenig wahre Erkenntlichkeit die Japleute auch der gewiß Dankbarkeit verdienenden Regierung entgegenbringen, davon ließen sich höchst bezeichnende Beispiele anführen.

Nein, trotz seines vermeintlichen Dankbarkeits-Gefühles und trotz seiner Gastfreundschaft ist und bleibt der Japmann ein diebischer Charakter, wenn man auch zugeben mag, daß er von „Mein“ und „Dein“ keine so streng moralischen Begriffe hat wie wir.

D. Scham und Reue. Das sittliche Niveau eines einzelnen Menschen wie eines ganzen Volkes läßt sich kaum durch etwas so sicher taxieren wie durch die Scham und Reue, die über ein Vergehen oder Verbrechen empfunden wird. Und wie steht's diesbezüglich bei den Japleuten? Nicht günstig, denn nie hat einer in Jap erlebt, daß jemand über die Verspottung oder Kränkung eines andern, über schlechte Behandlung seiner Eltern, über einen hinterlistigen Mord Reue empfunden, daß er gestohlenen Gut, von Reue erfaßt, zurückerstattet, daß er einen Schaden ersetzt, eine Büge vor seiner Entlarvung retraktiert hätte. Nein, ist das Böse gelungen, so bereitet es ihm mehr Freude als Reue. Nichts macht ihm Seelensummer, was ihm keinen fühlbaren Schaden gebracht; das ist sein sittlicher Standpunkt, sein sittliches Empfinden, wahrlich ein tiefes Niveau! Das Fehlen jeder sittlichen Reue, jeder innern Selbstbeschämung erklären übrigens seine

E. Motive zum Handeln. Er kennt deren fast nur zwei, die ihm als „Wage der Gerechtigkeit“ gelten, und mit denen er jede Handlung vorher sorgfältig abwägt: Furcht und Eigennuz. Die Furcht ist ihm durch die ganzen, auf historischer Entwicklung beruhenden sozialen Einrichtungen mit ihrer strengen Unter- und Überordnung anerzogen, während der Egoismus, die Selbstsucht sein ganzes Fühlen und Denken, Tun und Lassen in Beschlag nimmt. Bei Schritt und Tritt fragt er sich, was denkt der Häuptling, was diese oder jene einflussreiche Person davon, wie stellt sich die Regierung dazu, was sagt das nächste Dorf, was mein Widersacher dazu? Und wer ihm von allen diesen in die Quere kommt, vor dem duckt und beugt er sich — äußerlich. Denn wenn er kann, sucht er auf versteckte Art diesen allen dennoch ein Schnippen zu schlagen, um seinen persönlichen Vorteil zu wahren. Egoismus ist ja die tiefste und letzte Triebfeder seines Handelns. Wie geht die Sache schließlich aus? Was habe ich davon? Was bringt sie mir ein? Das entscheidet zuletzt alles bei ihm.

Aus Selbstsucht, nicht aus höherer Liebe knüpft und löst er Ehebande. Aus egoistischen Rücksichten, nicht aus Sympathie und Verehrung wählt und wägt und unterhält er seine Freundschaften. Aus wohlberechnendem Eigennuz, nicht aus selbstloser Freundlichkeit oder Nächstenliebe übt er seine bescheidene Gastfreundschaft. Besorgte Selbstsucht, die vor dem Zorne der Götter und Geister zittert, nicht religiöses Bedürfnis, nicht der ehrfürchtige, liebende Ausblick zu einem höhern, erhabenen, heiligen Wesen ist es, der seine Schritte so oft zum geisterversöhnenden Zauberer lenkt, oder ihm selbst einen Varnspruch auf die Zunge zwingt. Selbstsucht, niedere

Selbstsucht und nichts anderes ist es schließlich, wenn es ihm fehlt an stolzem Selbstbewußtsein, wenn er sich gegen seine innern Gedanken und Gefühle zu äußerer Freundlichkeit versteht, ja manchmal zu servilster Schmeichelei.

E.

Fassen wir nun noch einmal in Kürze alles zusammen, was wir zur Kenntnis der innern geistigen Veranlagung und des Charakters der Tapleute vorgebracht haben, so ergibt sich ungefähr folgendes Bild.

Die Verstandes-Kräfte sind zwar nicht hervorragend, doch besitzt der Tapmann einen gewissen Grad von Intelligenz. Seine Beobachtungsgabe ist scharf, weniger bedeutend sein Auffassungsvermögen. Die Einbildungskraft wäre noch geringer zu veranschlagen. Das Gedächtnis stände noch etwas tiefer, während die Reflexion kaum betätigt wird.

Der Wille ist durchweg schwach, energielos, ohne Zähigkeit. Nur vorübergehend weiß er sich zu energischer Anstrengung zusammenzuraffen.

Temperament und Gemüt sind im allg. ruhig, friedsam, träge. Weder Mut noch Selbstbewußtsein eignet dem Tapmann in besonderm Maße zu. Zorn und Haß regen nicht leicht sein Inneres auf. Die Trauer bleibt meist an der Oberfläche, während eine heitere, unbesorgte Freudseligkeit seinem ganzen Wesen nach außen etwas Freundliches gibt. Selbstlose Liebe kennt er nicht, so wenig wie feiner Herzenstakt ihm eigen ist. Was dafür ausgegeben wird, ist nichts wie die äußere Ruhe, Friedsamkeit und Gelassenheit seines wenig erregbaren Phlegmas.

Das sittliche Niveau zeigt einen sehr bemerklichen Tiefstand. Die Selbstbeherrschung ist nur eine äußere, scheinbare, und hält keine größere Belastungsprobe aus. Offenheit und Gradheit, Ehrlichkeit und Redlichkeit sind dem Tapmann wenig bekannte Dinge. Selbstsucht, Egoismus diktiert ihm sein ganzes Verhalten, ist das letzte, entscheidende Motiv seines Handelns, und läßt daher sittliche Reue und Scham gar nicht aufkommen.

Man sieht, meine Beobachtungen haben mich zu einem von gewissen alten und neuen Aufstellungen wesentlich abweichenden Resultat geführt, wenn auch ich auf neue wie alte zustimmende Freunde hinweisen kann. Jedenfalls habe ich mich redlich bemüht, die Tapleute mit ruhigem Auge zu beobachten, in ihr Fühlen und Denken ohne Voreingenommenheit nach der guten oder schlechten Seite einzudringen; und wenn ich sie auch nicht „über alles Lob erhaben,“ sie nicht über uns Europäer werten konnte, nicht einmal nach einer einzigen Charakterseite, so gestehe ich doch gern mit Admiral Chyrian Bridge: „To have been amongst the islanders, even the more savage of them, begets a liking for them“, „Wer unter Kanaken lebte, auch noch so unzivilisierten, bekommt ein Faible für sie.“

III.

Die Lebensweise.

A.

Soziale Schichtung und politische Einteilung der Bevölkerung.

A. Die soziale Schichtung in Sklaven und Freie.

1. Was den Ursprung der Sklaverei angeht, so läßt sich über den Zeitpunkt ihrer Entstehung nichts Sicheres angeben. Die Eingeborenen sagen auf jede diesbezügliche Anfrage: „Immer so gewesen“. Geschichtlich überliefert ist nur, daß

die Spanier auf den Marianen im Anfang des 18. Jahrhunderts eine Familie von der kleinen, östlich von Jap gelegenen und unter der Souveränität eines Jap-Häuptlings stehenden Insel Fais antrafen, die aus den Eltern, zwei Kindern und zwei — Sklaven bestand, sodaß wohl höchst wahrscheinlich damals auch schon auf unserer Insel die Sklaverei herrschte.

Für deren ziemlich hohes Alter spricht auch das sagenhafte Dunkel über ihre erste Begründung. Es heißt da: Einstens herrschte in Jap ein großes Sterben, sodaß die Bevölkerung stark zurückging. Da kamen eines Tages fremde Canoes von andern Inseln zu Besuch (vielleicht zu Handelszwecken). Man überfiel dieselben, machte den größten Teil der Männer nieder und siedelte den Rest, Männer, Weiber und Kinder im Binnenland als Sklaven an. So lautet die Sage über die erste Einrichtung der Sklaverei auf Jap.

Worin liegt nun heutzutage das Sklaven-Verhältnis begründet? Meist in einem gewissen Grundbesitz, seltener in einem Siege.

Wer dieses oder jenes bestimmte Grundstück besitzt, genießt das gerade diesem Grundstücke anhaftende Recht auf bestimmte Arbeitsleistungen eines bestimmten Sklavendorfes. Es kommt dabei gar nicht darauf an, ob das so bevorrechtigte Grundstück auch im Herrschaftsbezirke des dem Sklavendorf übergeordneten Häuptlings liegt. Dieses Recht auf Arbeitsleistung haftet also dem Grundstück an und geht auf dessen jeweiligen Besitzer über, der es durch Erbschaft, Kauf oder sonstwie erwerben kann.

Eine andere Art, das Recht auf Sklavendienste zu erlangen, ist der Sieg im Kriege. Wer ein Sklavendorf erobert, gewinnt dadurch das persönliche Recht auf Inanspruchnahme der Arbeitskräfte desselben, ganz unabhängig von seinem Grundbesitz. Dieses persönliche Privileg ist sogar erblich, geht aber nicht auf den Sohn, sondern auf den Bruder über.

Es ist klar, daß ein und dasselbe Sklavendorf eventuell zwei verschiedenen Herren arbeitspflichtig sein kann, einem bestimmten Grundbesitzer und einem von diesem gänzlich verschiedenen, vielleicht einem ganz andern Dorfe angehörigen Eroberer. Um nun Kollisionen bei Inanspruchnahme der Arbeitskräfte zu vermeiden, stellt sich bei größeren Arbeiten das ganze Dorf dem Herrn zur Verfügung, der sich zuerst gemeldet, während es bei kleineren Arbeiten durch Verteilung seiner Kräfte beiden Herrn zugleich genügt.

2. Die Zahl der Sklaven ist eine verhältnismäßig beträchtliche; macht sie doch mit ungefähr 20% ein Viertel der Gesamt-Bevölkerung aus. Einzelne Sklavendörfer überragen an Kopffzahl manches freie Dorf.

3. Der Charakter der Sklaverei ist im allgemeinen ein ziemlich milder. Vielleicht ist das Bitterste daran die Etiquetten-Frage. Im Besondern besteht sie in der Entziehung gewisser Rechte und in der Auferlegung spezieller Pflichten.

a) Was die Entziehung von Rechten angeht, so ist der Sklave von jedem intimeren Verkehr mit den Freien ausgeschlossen und hat deshalb auch einen völlig von diesen getrennten Wohnsitz. Die Sklaven sind zu eigenen Dörfern vereinigt, die meist mehr ins Innere der Insel verwiesen sind. Hier leben sie zwar unter eigener, selbständiger Verwaltung, haben sowohl Gemeinde- wie Privat-Eigentum, sind aber von jedem gesellschaftlichen Verkehre mit der freien Bevölkerung abgeschlossen. So dürfen sie z. B. nie eine Heirat mit einer freien Person eingehen; höchstens kann ein freier Mann, was aber nur selten geschieht, sich ein Sklaven-

mädchen als Frau erkiesen. Sklaven dürfen auch nicht die Gemeindegäuser der Freien betreten, die ja die Zentralen des örtlichen Verkehrs sind. Nur in Táb, dem höchsten Orte in Jap, ist's ihnen tagsüber erlaubt, und bei Nacht nur dann, wenn keine Frauenspersonen anwesend sind. Am allerwenigsten ist ihnen gestattet, in freien Gemeinden Grundbesitz zu erwerben.

Ferner ist den Sklaven alles Auszeichnende interdiziert z. B. der Haarkamm, die Sitz-Unterlage, die Tätowierung, kostbare Schmuckfachen, größeres Steingeld, gewisse Tänze u. s. w.

Endlich sind ihnen auch gewisse Speisen untersagt, während andere, von den Freien verabscheute, von ihnen gegessen werden, z. B. die Muräne, der Haifisch.

b) Der ihnen auferlegten Pflichten sind verschiedene. Zunächst haben sie gewisse Arbeiten für die Freien zu verrichten z. B. das Decken von Häusern, das Bauen von Wegen und Dämmen. Sie erhalten indessen dafür freie Verpflegung und zuweilen noch sonst eine kleine Vergütung.

Eigentlichen Tribut zu zahlen, sind sie nicht verpflichtet, wenn auch ihr übergeordneter Häuptling manche Gabe erhält und — nachsucht.

Eine andere ihnen obliegende Pflicht ist das Begraben der Toten. Nachdem derselbe mehrere Tage, manchmal bis zu einer Woche und darüber ausgestellt war, und die Verwesung alles Irdischen am eigenen Leibe gründlich erfahren hat, wird er von den Sklaven in eine Matte gehüllt, mit zu deren Landschaft genommen, dort beigesetzt und mit der Errichtung eines kleinen, steinernen Grabhügels geehrt.

Eine dritte Pflicht ist die Gefolgschaft im Kriege unter ihrem freien Oberhäuptlinge. Früher ins erste Treffen vorgeschoben, dienen sie jetzt, weil schon stark dezimiert, als Reserve.

Die bitterste Pflicht, die ihnen ihre untergeordnete Stellung wohl am meisten zu Bewußtsein bringt, ist die Beobachtung gewisser Etiquetten-Vorschriften. Vor einem freien Mann muß der Sklave nach erst vorher eingeholter Erlaubnis in gebeugter Haltung vorübergehen, während die Sklavin sogar niederzuknien hat — das Niederknien, von dem einige sprechen, habe ich nie beobachten können — sobald ein freier Herr der Schöpfung vorüber stolziert. Vor einer freien Frau muß selbst der Sklave, wie tief sonst das weibliche Geschlecht unter dem männlichen erachtet wird, den Weg frei geben.

4. Was äußere Unterscheidungsmerkmale zwischen Freien und Sklaven angeht, so sind zunächst einige ethnologische vorhanden. Die Sklaven sind ja ein von den Japleuten verschiedener Volksstamm; wenigstens hat nicht beider Wiege auf Jap gestanden. Sie unterscheiden sich von den freien Leuten durch eine mehr schwächlich kränkliche Natur und eine etwas dunklere Hautfarbe, die von Arbeit in der Sonne allein wohl nicht gut herrühren kann.

Ferner sind sie leicht erkenntlich an ihrem scheuen Benehmen, das jedenfalls von ihrer gesellschaftlichen Boykottierung herrührt, sind sie doch gegen die freien Japleute viel zurückhaltender als wie gegen die zwanglos mit ihnen verkehrenden Europäer.

Schließlich liegt auch in ihrem etwas krauseren Haarwuchs vielleicht ein sie von den Japleuten unterscheidendes ethnologisches Merkmal; doch könnte auch der Umstand an der mehr krausen Bildung ihres Haares schuld sein, daß sie dasselbe im Gegensatz zu den freien Japleuten nicht lang, sondern nur zu einem wolligen Busch zurückgeschritten tragen dürfen.

Außer diesen ethnologischen Unterscheidungs-Merkmalen gibt es auch noch einige konventionell eingeführte; nämlich das Fehlen eines Haarammes, den jeder Freie nicht nur als Kamm und Haarnadel, sondern vor allem auch als Zeichen seiner Unabhängigkeit stolz in seinem Toupet trägt, ferner der Mangel einer Sitzunterlage und jeden kostbaren Schmuckes. Namentlich am Kamm erkennt man unfehlbar den Freien vor dem Sklaven.

5. Eine Aufhebung der Sklaverei findet im allgemeinen nicht statt, da selbst das Kind des Sklaven im Abhängigkeits-Verhältnis seiner Eltern bleibt. In Ausnahmefällen wird jedoch einzelnen Sklaven der Kamm, das Zeichen der Freien verliehen. Ob damit jedoch eine völlige Gleichstellung mit ihren bisherigen Herren herbeigeführt, oder bloß eine reine Dekoration verliehen, vielleicht noch Dispens von der Arbeitsleistung erteilt wird, kann ich nicht bestimmt entscheiden.

6. Eine Milderung des Sklaven-Verhältnisses ist übrigens unverkennbar eingetreten, seit die Europäer sich in Jap festhaft gemacht. Ohne daß die Weißen irgendwie in die hergebrachten Verhältnisse direkt eingegriffen, hat der ungehinderte, freie Verkehr zwischen ihnen und den Sklaven allmählich dahin einen leichten Umschwung herbeigeführt, daß dieselben nun auch nicht mehr so streng von jedem Verkehr mit den Freien exkludiert sind. Auch die etwas entwürdigenden Vorschriften der Etiquette beginnen nicht mehr in allweg so strenge eingehalten zu werden, erscheinen doch einzelne Sklaven schon mit einer ganz bescheidenen Sitzunterlage, wenn sie es auch noch nicht wagen, durch das Tragen eines Hammes den Zorn und Protest der ganzen Insel wachzurufen. Vielleicht trägt auch zu diesem gerade in einigen volkreichen und begüterten Sklavendörfern sich anbahnenden sozialen Ausgleich deren manches freie Dorf weit überwiegender Reichtum an Gütern und Leuten bei.

B. Die politische Einteilung.

Die Insel Jap zerfällt in verschiedene Landschaften, wie Kumong, Map, Gaguill, Tomill, Fanif, Kull, Numiguill u. a., die wie unser Sauerland, Schwabenland, Frankenland, Rheinland, teils mit politischen Bezirken zusammenfallen, teils aber auch nicht.

Politisch teilt sich Jap in größere Distrikte, die einem Oberhäuptling, und in einzelne Dorfschaften, die einem Dorfhäuptling unterstehen. Dazu kommt dann noch die sonderbare Stellung des Häuptlings von Gatschapar, der zugleich Souverain einer großen Anzahl östlich von Jap gelegener Inseln ist, und endlich ein doppelter Verband von Dörfern, der nur zu Kriegszeiten Geltung hatte.

1. Also zunächst die Oberhäuptlings-Distrikte. Dieselben sind total von einander unabhängig, koordiniert und haben kein sie zusammenfassendes Oberhaupt mehr über sich, wenn sie auch von verschieden hohem Range und politischem Einflusse sind. Sie verhalten sich etwa zu einander, um sie einmal zur bessern Klarheit in Überlebensgröße darzustellen, wie Rußland, Deutschland, Holland, Belgien, Spanien u. s. w.

Es sind ihrer im ganzen acht, und sie heißen, dem Range nach geordnet: Táb, Ngolloc, Gatschapar, Gillefith, Nif, Kanif, Gorrer und Deau.

Die Kompetenzen des Oberhäuptlings sind folgende. Er ist in seinem Distrikt absoluter Autokrat und sonach an eine etwaige Versammlung seiner Dorfhäuptlinge oder Distrikts-Ältesten nicht im mindesten gebunden. Trotzdem pflügt er

seine unbeschränkte Macht nur in milder Form zu handhaben. Ihm steht neben dem Befehls- auch das Strafrecht über Widerspenstige oder Übertreter zu. Selbst das Recht der Todesstrafe stand ihm zu, sowie das Recht der Verbannung nach einer andern Insel, die natürlich jetzt beide an die deutsche Regierung übergegangen sind. Kleinere Strafen, selbst Freiheits-Entziehung, kann er auch jetzt noch verhängen. Die deutsche Regierung läßt ja überhaupt in wohl angebrachter Schonung die herkömmlichen Verhältnisse möglichst intakt; sie legt ihre Wünsche und Anordnungen der monatlich stattfindenden Versammlung der 8 Oberhäuptlinge vor, die dann für deren Ausführung zu sorgen haben. So wird einerseits den Eingeborenen das fremde Regiment nicht zu fühlbar, und andererseits bewahren die Oberhäuptlinge im großen und ganzen ihre hergebrachte Stellung und Autorität.

Ihre Privilegien sind folgende: Der Oberhäuptling hat das Recht, von seinen Untergebenen jede Art von Unterstützung zu verlangen, sei es Arbeit, Anteil am Fischfang, an den Feldfrüchten u. s. w. Durch allzu besorgte Ausnützung seines Privilegs, wie sie tatsächlich vom einen oder andern betrieben wird, kann er sich natürlich bei seinen Untertanen nur höchst mißliebig machen, obwohl denselben nichts übrig bleibt, als eine Faust im Sacke — doch halt! die haben sie ja nicht — als innerlich zu knurren und hier und da mal einem vertrauten Freunde oder Leidensgenossen ihre Not zu klagen. Der Oberhäuptling hat ferner ein Vorkaufsrecht auf kostbare Sachen, z. B. auf seine Halsketten, auf Schildkröten, auf das später noch zu besprechende berühmte Steingeld. Endlich stehen ihm gewisse Vorrechte der Etiquette zu, die wir gleich in einem Anhange besprechen werden. Ein äußeres, nur ihm zukommendes Erkennungszeichen giebt es nicht.

Als Pflicht liegt ihm ob, überall durch Rat und That für die Interessen seiner Distrikt-Angehörigen einzustehen. Dabei soll er sich nicht in deren Familien- oder Vermögens-Verhältnisse einmischen, was ihm aber unter dem Vorwande seiner sonstigen Kompetenz-Rechte nicht schwer fällt — ut facta docent. Seine ganz besondere Pflicht ist es, die Kranken seines Bezirkes zu besuchen und ihnen beizustehen.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß im allgemeinen seine Stellung erblich ist, sodaß es auf Jap oft weit hinaufreichende Dynastien giebt.

Die Oberhäuptlings-Distrikte teilen sich nun wieder in

2. Dorfschaften mit einem Unterhäuptling. Es giebt deren in Jap etwa hundert. Nach der Größe des Grundbesizes zerfallen sie wieder in fünf verschiedene Rangklassen für die Freien und noch zwei Rangklassen für die Sklaven.

Eine gewisse Ausnahme-Stellung nehmen die zu den Landschaften Kull und Numiguill gehörigen Dörfer insofern ein, als sie nicht von eigenen Dorshäuptlingen, sondern direkt von ihrem gemeinsamen Oberhäuptling regiert werden. Die Stellung des Unterhäuptlings ist nun folgende:

Seine Kompetenzen sind keine autokraten. Er ist vielmehr an den Rat der Dorf-Versammlung gebunden, in welcher die Majorität entscheidet. Er hat ferner Befehls-, aber kein eigentliches Straf-Recht.

Seine Macht ist auch noch insofern beschränkt, als es neben ihm noch andere „Pitung“ oder Vorsteher giebt für gewisse Ressorts. So giebt es eigene „Pitung“ für die Frauen, die ihn auch wählen; ferner für das Fischerei-Wesen, für den Wegebau usw., alles Leute, die zwar an und für sich keinen obrigkeitlichen Charakter haben, auch nicht mit dem Dorf-Pitung gleich rangieren, aber doch in ihrem Fache die eigentlich maßgebenden Persönlichkeiten sind.

Die Privilegien und Pflichten des Dorf-Pilung sind in seiner Gemeinde ähnliche wie die des Oberhäuptlings in seinem Distrikte.

Die Stellung ist keine erbliche im strengen Sinne, insofern der Sohn nicht das unbestrittene Recht der Nachfolge hat, wenn er auch meist, sofern keine besondern Gegen Gründe vorliegen, vom Dorfe gewählt und vom Oberhäuptling bestätigt wird.

Da es aber, wie gesagt, kein strenges Recht der Nachfolge gilt, vielmehr stets der neue Dorfhäuptling gewählt wird, so kommt es auch auf Jap bei der Neuwahl oft zu allerhand geheimen Intriguen und offenen Zwistigkeiten, die dann den Frieden eines Dorfes zuweilen auf Jahre hinaus durch innere Zwietracht beeinträchtigen.

3. Der Häuptling des Dorfes Gatschapar nimmt noch insofern eine erzeptionelle Stellung ein, als er zugleich noch eine Art Sonzerain über alle ostwärts von Jap bis nach Ruck in den Central-Karolinen sich erstreckenden Inseln ist. Er ist übrigens mehr geistlich-religiöses, als politisch-weltliches Oberhaupt dieser Inseln. Es geht das daraus hervor, daß die Verwaltung dieser Inseln vollständig unabhängig von ihm ist, obgleich er eine Art Tribut von ihnen bezieht.

Obwohl der Häuptling seine bis vor wenigen Jahren unternommenen Visitations-Reisen jetzt eingestellt hat, höchstens daß er etwa mit einem europäischen Schiffe mal gelegentlich die nächstgelegenen Inseln besucht, so erscheinen doch jährlich Deputierte mit ihren Kanoes, ihm in Gestalt von geflochtenen Matten und „Keng“ ihren Tribut zu entrichten, weil allgemein auf den Eilanden der Glaube verbreitet ist, eine Meereswelle würde alles verschlingen, falls sie ihrer Pflicht vergäßen.

4. Die Kriegs-Dorfverbände traten früher — jetzt hört der Spatz durch Regierungsverbot auf — in Aktion, wenn es sich um Differenzen zwischen den zwei einflußreichsten und daher auf einander sehr eifersüchtigen Häuptlingen der Landschaften Rull und Tomill handelte, also nicht etwa bei jedem kriegerischen Anlaß.

Durch stehende Bündnisse hatte jeder der beiden Rivalen eine Anzahl Dörfer auf seine Fahne verpflichtet. So standen auf Seite Rull's außer Ngollok noch folgende Dörfer nebst ihren Untergemeinden: Gillefith, Kanif, Nif und Gorrer. Auf Seite Tomill's kämpften Gatschapar, das zugleich den Oberbefehl führte an Stelle des Haupt-Dorfes Táb in der Landschaft Tomill, weil dieses, wie wir später noch hören werden, die Entscheidung über Krieg oder Frieden in Jap hatte und daher als „unparteiisch“ nie aktiv am Kampfe teilnahm; ferner Goticholl, Toru, Fall, Bogoll und Dugor.

C. Anhang.

Da wir vorhin gewisse Etiquetten-Rechte der Häuptlinge berührten, so wollen wir hier überhaupt im Zusammenhange einiges Wenige sagen

über Gebräuche der Etiquette.

Das Etiquetten-Wesen ist auf Jap ein sehr ausgebildetes, läßt sich daher aber auch in seinen einzelnen Formen und Äußerungen schwer feststellen. Deshalb will ich mich auf einige Haupt-Erscheinungen desselben beschränken.

1. Beim Ausgehen ist stets der würdigste an der tête, dann folgt der nächstwürdigste usw. bis der mindestwürdige den Schluß bildet. Um eben einen

Rang zu statuieren, geht man nämlich in Jap stets hintereinander, im Gänsemarsch, nicht nebeneinander, sodaß oft eine ganze Zeile hintereinanderschreitender Persönlichkeiten entsteht, dem Europäer ein ungewohnter, seltsamer Anblick.

Die tête nimmt demnach immer der Distrikts- oder Dorf-Häuptling ein oder auch sonst eine einflußreiche Persönlichkeit, worauf die übrigen meist dem Alter nach folgen, sodaß die jüngsten den Schluß bilden mit Ausnahme der kleinen Kinder, die meist in der Hüfte oder auf dem Rücken in Reitsitz getragen werden. Diese Reihenfolge gilt übrigens bloß bei den Männern; bei den Frauen gehen umgekehrt die kleineren Mädchen voran, während der Troß der alten Weiber und Schwiegermütter dem Ganzen einen würdigen Schluß verleiht. Gehen, was selten vorkommt, Männer und Frauen zugleich aus, so hat selbstverständlich die Reihe der ersteren den Vorrang vor der Zeile der letzteren.

Wie sehr an dieser Präzedenz festgehalten wird, geht auch daraus hervor, daß ein Japmann, der eine Person höheren Ranges hinter sich her kommen hört oder sieht, auf dem Wege stehen bleibt, diese vorüber- und voranläßt und dann sich hinten anschließt.



Mädchen auf dem Spaziergang. Alle, wie immer auf Jap, im Gänsemarsch.

2. Beim Begegnen wird eine überaus diffizile Etiquette eingehalten, besonders zu Lande, weniger zu Wasser. Man hat zwar im allgemeinen keinen speziellen Gruß, am wenigsten, wenn Unbekannte einander begegnen. Sie gehen stumm aneinander vorüber, doch mit Einhaltung gewisser, gleich zu besprechender Achtungs-zeremonien! Sind zwei, die sich begegnen, einander näher bekannt, so begrüßt man sich auch nicht mit etwa einer besondern Gruß-Formel, sondern fängt, wenn man sich was sagen will, gleich ohne weiteres das Gespräch an, allerdings mit der ziemlich stereotypen Einleitungs-Phrase: „Wo gehst Du hin?“ auf welche der andere fast ebenso stereotyp antwortet: „Dahin“. Damit ist der Faden der Rede gefunden, die sich nun nach Belieben kürzer oder länger fortspinn in dem vokalreichen, breiten, klangvollen Dialekt der Japsprache. Will man sich wieder verabschieden, so wechselt man allerdings einen speziellen Abschiedsgruß. Der eine sagt: gabul-morgen! oder guan-ich gehe, und der andere antwortet: gatel-gut! oder manu-so geh!

Daß bei der Begegnung ein den Kuß ersetzendes Berühren und Aneinanderreiben der Nasen vorkomme, wird zwar behauptet, habe ich aber in keinem einzigen Falle beobachtet, wie man denn überhaupt nie sieht, daß Personen einander küßten, oder daß z. B. eine Mutter ihr Baby herzte oder küßte.

Desgleichen ist meiner Beobachtung auch jener, wenn ich mal vergleichsweise so sagen soll, Freimaurergruß entgangen, mit welchem intime Freunde durch kreuzweises Berühren der innern Handfläche mit den Zeigefingern einander bewillkommen — sollen.

Abgesehen von diesem Mangel an direkten Begrüßungs-Formeln oder Zeremonien, drückt man beim Begegnen seine Achtung auf folgende Weise aus:

Sind es blos Männer, die einander begegnen, und zwar freie, so geht man, falls man von gleichem Range ist, ohne jedes Zeremoniell aneinander vorüber. Ist der eine von höherem Rang wie der andere, z. B. ein Häuptling, ein Weißer, so bleibt der Mann niedrigeren Ranges stehen und läßt den Würdigeren, bei Seite tretend, vorüber.

NB. Das Beiseitetreten hatte früher bei der Schmalspurigkeit der Kanaker-Pfade — man ging ja stets hintereinander — seine Bedeutung; jetzt, wo die Wege durch Verordnung der Regierung breit angelegt sind, wenigstens die neuen Verkehrs-Straßen, hat es weniger Bedeutung und wird daher auch schon vielfach unterlassen.

Begegnen ein Freier und ein Sklave einander, so hat letzterer, wenigstens wenn er zu den niedrigeren Sklavendörfern gehört, zuerst die Erlaubnis zu erbitten, vorübergehen zu dürfen und dies in gebeugter, fast gebückter Haltung zu tun, falls er nämlich geht und der Freie steht. Geht letzterer auch, so bleibt der Sklave stehen und läßt ihn vorüber.

Sind es blos Frauen, die sich treffen, und zwar aus freien Dörfern, so läßt die des niedern Ranges die andern vorüber; sind sie einander unbekannt, so fragen sie erst nach ihren respektiven Plätzen und handeln dann nach deren entsprechendem Range. Ist eine der Frauen eine Sklavin, so hat sie natürlich vor der andern auszuweichen.

Wenn Männer und Frauen einander begegnen, und sind beide Freie, so gehen sie, falls sie aus Dörfern gleichen Ranges stammen, ohne Wort oder Zeremoniell aneinander vorüber. Sind sie aus Dörfern verschiedenen Ranges, so hat der des niederen Ranges auszuweichen, gleichviel ob Mann oder Frau. Ist dabei der Mann ein Häuptling, so hat die Frau sich am Wege niederzusetzen und diesen vorüberzulassen. Ist von den sich Begegnenden der Mann ein Sklave, die Frau aber frei, so hat ersterer auszuweichen. Ist der Mann aber frei, die Frau eine Sklavin, so hat letztere niederzusetzen, bis jener vorüber.

Man sieht, die Sache ist äußerst kompliziert, und man braucht sich nicht zu wundern, wenn man diese Regeln nicht immer in allweg beobachtet findet, zumal auch wieder einzelne Dörfer ihre Spezial-Privilegien haben, die man nicht immer eruieren kann.

Eines noch will ich berühren. Man hat behauptet, es sei Sitte, daß ein nicht Bepackter einem Lastträger unter allen Umständen ausweiche, gleichviel ob ersterer ein hoher Häuptling und letzterer vielleicht blos ein Sklave sei und auch aus dieser Tatsache (?) auf das feine Taktgefühl unserer Insulaner geschlossen. Wenn das wahr sein soll — und es sind Kenner der Verhältnisse, die diese Behauptung aufstellen — so kann ich nur soviel sagen, daß ich von dieser liebenswürdigen Rücksicht nicht blos eine, sondern viele Ausnahmen erlebt habe.

Wie beweist man sich endlich beim Zusammentreffen zu Wasser seine gegenseitige Achtung, um auch hierüber noch ein kurzes Wort zu sagen? Wenn zwei Kanoes auf See einander treffen, und die Bemannung sitzt, so fährt man ruhig ohne weiteres aneinander vorüber. Steht die Bemannung aufrecht, so muß

wenigstens einer in jedem Kanoe sich niedersetzen beim Vorüberfahren. Letztere Zeremonie wird auch innegehalten, wenn ein Kanoe an einem Gemeindefaule vorüberfährt, die ja alle direkt am Strande liegen.

Auch sonst gibt es noch eine unübersehbare Reihe von Etiquetten-Regeln, z. B. daß beim Essen der Jüngere nie vor dem Älteren beginnt, daß ein Untergebener sich möglichst einen niedrigeren Sitzplatz ausucht als sein Häuptling, daß bei einer Kanoeahrt der Jüngere rudert, das Wasser ausschöpft, während der Ältere müßig sitzt oder höchstens das Segel besorgt, falls dasselbe gerade gestellt ist.

Von europäischer Etiquette haben sich, um damit den Schluß zu machen, nur einzelne Häuptlinge den Händedruck und das „Mütze ziehen“ angeeignet, natürlich nur Europäern gegenüber, wobei sie mangels einer Kopfbedeckung eine Art militärischen Grußes mit der Hand machen.

B.

Das öffentliche Leben.

Als Elemente des öffentlichen Lebens betrachten wir Arbeit und Industrie, den Handel, die Festlichkeiten und Erholungen, den Krieg und endlich die Religion, die aber in gleicher Weise auch Moment des Privatlebens ist, und so zur Betrachtung dieses letzteren hinüberleitet. Also

A. Arbeit und Industrie.

1. Allgemeiner Charakter. Der ganze Charakter der Eingeborenen, aber auch die Lebensbedingungen auf Jap sind nichts weniger als dazu angetan, der Arbeit und Industrie zu einer besonderen Blüte zu verhelfen. Sie spielen vielmehr eine verhältnismäßig geringe Rolle.

Die Natur liefert ja fast alles von selbst, was zur Befriedigung der geringen Lebens-Ansprüche dient. Eine künstliche Produktion durch den Menschen ist nur in äußerst geringem Maße erforderlich. Dazu kommt, daß es keine bedürftigen Menschenklassen dort gibt, die sich etwa der Arbeit als Erwerbs-Mittel für den Lebens-Unterhalt widmen müßten. Nein, jeder, selbst der Sklave, hat seinen sehr auskömmlichen Anteil an der Gabenfülle der Natur. Wozu also arbeiten? Zudem haben die neuen Verhältnisse seit der Berührung mit den Europäern das bißchen heimische Industrie fast überflüssig gemacht. Seit der Verkündung des allgemeinen Landfriedens durch die spanische und nachher die deutsche Regierung hat die heimische Waffenfabrikation, die vorher schon durch die Einführung von Feuerwaffen, wenn auch noch so veralteten und gefahrlosen Systems stark zurückgegangen, vollends den Gnadenstoß erhalten. Die Töpferei, die Fabrikation von Farbstoffen, von Fischhaden, von Beilen, die Weberei sind durch europäische Produkte schon ganz oder teilweise aus dem Felde gedrängt worden.

Denjenigen, die nun wieder gleich seufzen über das verderbliche Eindringen europäischer Kultur in diese stillen „glücklichen“ Erdenwinkel, muß man kräftig die Tatsache vor Augen rücken, daß die Regierung durch Aufserlegung öffentlicher Arbeiten, wie Wege- und Dammbau, schon dafür sorgt, daß den bisher so „fleißigen“ Jisulanern die Muskel nicht erschlaffen. Ja, je weiter die Kultur vordringt, um so mehr steht zu erwarten, daß die Eingeborenen durch die Organe der Regierung und besonders auch der Mission, die hier ein wichtiges Arbeitsfeld zu bebauen hat, allmählich in die Betätigung europäischen Gewerbefleißes eingeführt werden. Ob

dabei die heimische Industrie verschimmelt, hat doch wohl nicht viel zu sagen. Sie ist ja sowieso schon recht unbedeutend und beschränkt sich auf folgende einzelne

2. Industrie-Zweige.

a) Die Weberei. Während sie früher in allen Slavendörfern betrieben wurde zur Anfertigung von Lententüchern, ist sie jetzt nach der Einführung europäischen Stoffs fast vollständig verdrängt.

b) Die Flechterei dagegen ist noch sehr im Schwunge, weil auf Jap ein so großer Verbrauch an Körben stattfindet, die zu allen möglichen Transporten verwendet werden. Auch kleine Täschchen zum Aufbewahren von allerhand Utensilien werden sehr zahlreich in verschiedenen Mustern und manchmal recht fein und kunstsinzig angefertigt. Ein anderes Flechtwerk sind die Matten, unter denen besonders das große dreieckige Kano-Segel bemerkenswert ist.

Die Flechterei ist durchweg Sache der Frauen. Als Material dienen Kokosblattwedel, Pandanus- und Hibiscusblätter, Bananenfaser und verschiedene Gräser. Da die Flechtwerke fast ausnahmslos ungefärbt bleiben, nehmen sie nach der Vertrocknung meist einen schmutziggrauen bis rostbraunen Ton an.

c) Die Seilerei steht gleichfalls noch in hoher Blüte, denn der Verschleiß an Kordel und Tauwerk ist schier unendlich in Jap. Zum Bau der kleinen und großen Häuser, an die kein einziger Drahtstift oder Holznagel verwendet wird, zur Herstellung der Kanoes, deren einzelne Teile und Teilchen durch Seilwerk verknüpft werden, zur Fabrikation von Ankerketten und von Fischnetzen, zum Binden der Fischreusen, zur Befestigung und Handhabung der Segel, zur Verfertigung eines Gartenzaunes, der aus hundertern kreuzweise übereinander gebundener Bambusstäbchen besteht, und noch zu einer Reihe anderer Zwecke bedarf es nichts als Schnüre, Kordel, Taue der verschiedensten Dike und Länge. Dabei ist der Verbrauch um so größer, als das Seilwerk bei der Feuchtigkeit des Klimas und bei dem oft schnellen Wechsel zwischen grellem Sonnenschein und stürzenden Regenmassen bald verfault und verschleißt.

Als Material zur Herstellung dient die sorgfältig ausgewaschene und ausgeklopfte Faser der äußeren Kokosnußhülle, aus der in Europa bekanntlich die Kokos-Teppiche und -Läufer fabriziert werden und der so vielfache Verwendung findende Bast des Hibiscus. Die Kordel besteht durchweg aus nur zwei mit der Hand fest übereinander gedrehten Fäden. Dickeres Tauwerk wird auch wohl aus einer dreifachen Faden-Einlage hergestellt, indem man entweder einen Faden festbindet und die beiden andern fest darum dreht oder alle drei ebenmäßig zu einem einzigen Seile verarbeitet mittels eines einfachen in Jap ursprünglich nicht heimischen Instrumentes aus drei drehbaren Pföcken, an welche je ein Faden angebunden wird.

An der Seilerei beteiligen sich übrigens die Männer so gut wie die Frauen. Wegen seiner Bedeutung ist das Seilwerk ein vorzüglicher Artikel des Binnen-Tauschhandels.

d) Farbstoff-Bereitung. Die meist bereiteten Farben sind schwarz, ocker und gelb. Letztere Farbe ist die allerbeliebteste und findet die vielfachste Anwendung, namentlich zum Einreiben und Tönen der Haut. Sie wird aus der Curcuma oder Gelbwurz gewonnen und zwar auf folgende Weise.

Die Gelbwurz, die in vielfacher Beziehung unserer Möhre ähnelt, wird zuerst tüchtig gereinigt und ausgewässert, dann auf Korallenstein zerrieben und das Mus in einer Schale ausgewaschen. Die so entstehende gelbe „Sauce“ wird durch das



Gruppe von Eingebonener mit Lanzen.

feinmaschige Bast-Gewebe der Kokos-Blattscheide in eine zweite Schale hineingefiebt, in welcher man sich die Brühe setzen läßt. Ist das geschehen, so gießt man die Flüssigkeit ab und tut den Rückstand in eine dritte Schale, in welcher er einige Tage bleibt und sich setzt. Dann nimmt man eine aus ihrer grünen Faser-Umhüllung schon längere Zeit herausgeschälte und daher erhärtete Kokosnuß, die vollständig intakt und ungeborsten und nur oben an ihren Keimlöchern durchstochen und durch diese Öffnungen ihres Wassers und Fleisches entleert ist. Durch dieselben Keimöffnungen füllt man nun den zuletzt gewonnenen Saß der Curcuma hinein und senkt die Nuß bei schwachem Feuer in eine kleine Grube. Wenn man vermutet, daß der Saß sich auf diese Weise hinreichend getrocknet und kondensiert habe, gräbt man die Nuß wieder aus und zerschlägt sie, worauf der nun fertige „Keng“ in den meisten Fällen als ein gelber Kern herausfällt. Sollte derselbe aber wider Wunsch und Erwarten nicht hinreichend trocken und haltbar erfunden werden, so muß noch eine Nachtrocknung stattfinden. Da man ihn nicht gut von neuem in eine Nuß auffüllen kann, legt man ihn auf eine Matte und läßt ihn bei schwachem Rauchfeuer bis zur gewünschten Kondensität trocknen.

Eine einfachere Methode läßt den ganzen Trockenprozeß von der lieben Sonne ausführen, doch soll sich dann eine mindere Qualität ergeben.

e) Die Waffen-Fabrikation. Ursprünglich waren Speere, Dolche, Schleudern nebst Bogen und Pfeil in Gebrauch. Allmählich wurden sie zum Teil durch das Bekanntwerden der Feuerwaffen verdrängt. Schleuder und Bogen kamen ganz außer Gebrauch, und ihnen folgten die Speere, als der allgemeine Landfrieden vorgeschrieben wurde; dabei fand auch eine allgemeine Einziehung der Feuerwaffen statt, die ruhig und so ziemlich vollständig durchgeführt wurde. Neuerdings werden Speere nur noch als Kuriositäten angefertigt, da die alten bis auf wenige wurmstichige Exemplare schon den Weg alles Fleisches in die — Museen gegangen sind.

Der Speer besteht aus einem langen Schaft, dessen oberer Teil in eine mit Widerhaken versehene Spitze ausläuft. Er stellt entweder eine einzige, ziemlich schwere, massive und in der Regel etwas abgeplattete Holzstange aus der Kokos- oder Bethelpalme dar, oder aber er ist, damit er nicht so schwer wiege, ein langer etwa 2 Finger dicker Hohlstab aus dem leichten aber bekanntlich eisenfesten Bambusrohr, in welches oben ein eigentliches, massives Lanzenstück der vorhin genannten Art mit Spitze und Widerhaken eingelassen ist. Eisen-Stücke finden sich an diesen, zuweilen mit schwarz gezeichneten Ringen und Flächen-Mustern verzierten Speeren nicht.

Heutzutage werden bloß noch zwei Waffen hergestellt, der friedlichem Kriege dienende Fischspeer und der immer noch für ernste Zwecke reservierte, leicht versteckbare Dolch.

Die Fischspeere bestehen aus einem je nach der Art des zu spießenden Fisches mehr oder weniger kräftigen Bambuschaft, dessen Lanzen Spitze diesmal nicht aus Holz, sondern aus einem nur wenig zugeschärften, glatten Eisenstücke verfertigt ist, das mit dem Schaft vermittlems einer Schnur kunstgerecht und fest verbunden wird.

Der Dolch ist ein kurzer, vorn zugespitzter Handgriff aus einem Stückchen eisenharten Bambusrohr, dessen hinteres Ende auf natürliche Weise verschlossen ist. Voru werden in die Seele, um bei einem waffentechnischen Ausdrucke zu bleiben, zwei oder drei lanzettartige Stacheln aus dem Schwanz des Rochen eingelassen, und zwar so, daß sie etwas über die Spitze des Schaftes vorragen. Diese Waffe ist um so gefährlicher, als die Rochenstacheln selbst wieder mit Hundert kleinen,

scharfen Widerhächchen versehen sind und ihre vorstehende Spitze in den meisten Fällen noch extra vergiftet wird.

f) Landwirtschaft und Gartenbau. Sie erfordern die meiste Arbeit und Anstrengung in Jap und liegen daher, damit der Herr der Schöpfung sich nicht zu sehr erniedrige, mit Ausnahme des vorbereitenden Busch-Klärens dem — Weibe ob, ein Zeichen wie arbeitsscheu der Japmann, wie geringgeschätzt das Weib ist.

Der Ackerbau erstreckt sich nur auf Knollengewächse. Getreidebau ist unbekannt. Ein mit Anpflanzung von Mais gemachter Versuch ist fehlgeschlagen, dürfte aber meines Erachtens die Frage, ob Getreide anpflanzungsfähig ist, noch nicht endgültig nach der negativen Seite entschieden haben.

Das Gelände zum Anbau der Feldfrüchte ist Eigentum der Gemeinde, doch ist dasselbe stets so umfangreich, daß jeder Dorfeingewesene nach Belieben ihm geeignet dünkende Stellen in Beschlag nehmen kann. Diese „Freizügigkeit“ ist aber auch notwendig. Denn da nicht gedüngt wird und der Boden an gewissen Stellen bald ausgezogen ist, so muß eine häufige Verlegung der Anbau-Partien stattfinden, damit das alte Feld durch längeres Brachliegen und Neubildung von Krume und Humus wieder zu Kräften komme.

Die am meisten angepflanzten Knollen-Gewächse sind folgende:

Zunächst der *Taro* und *Dack*, zwei verwandte Pflanzen, die wegen des Riesenwuchses ihrer Blätter viel Nahrungstoff bedürfen und Feuchtigkeit verlangen. Deshalb werden sie mit Vorliebe in fruchtbaren, feuchten, natürlichen Senkungen, oder, wo solche nicht genügend vorhanden, in künstlich ausgehobenen Gräben und Böchern angepflanzt, die man unter schattigen Baumwuchs anlegt und wenn nötig durch kleine Kanäle mit Wasser speist.

Ferner wird *Yams* angepflanzt in verschiedenen Sorten. Da auch er guten Boden verlangt, sucht man auch für ihn schattige Stellen in der Ebene unter Bäumen auf, an denen er emporkriechen kann. Muß man aber mit ihm auf die kahleren Höhen, so häuft man dort kleine Gräben auf und steckt zum Aufranken Stöcke hinein, sodaß man zuweilen an eine Hopfen-Pflanzung erinnert wird.

Die dritte Knollenfrucht ist die *Süß-Kartoffel*. Da sie genügsam ist, findet man sie meist auf dem humusarmen Höhen- und Hügel-Gelände angepflanzt. Ob die Frucht, statt aus der Knolle zuweilen auch aus dem bloßen Kraute gewonnen wird, das man zu diesem Behufe leicht mit Erde eindeckt, ist wohl möglich, habe ich aber nie beobachtet.

Der Gartenbau wird vielleicht nicht mit demselben Fleiße betrieben wie der Feldbau, obwohl jedes Haus auch sein Gärtchen hat. In demselben werden Bananen, Papayen, Limonen, Kürbisse, Ananas und nicht selten auch noch Zucker-Stauden gezogen. Blumen im eigentlichen Sinne sind kaum vorhanden, wie sehr sie auch von den Eingeborenen geschätzt werden. Wohl finden sich einige Biersträucher, aus denen zuweilen in Verbindung mit Bambusstäbchen die Einfriedigung hergestellt wird.

Viele Pflege erfordern die genannten Garten-Erzeugnisse nicht. Da zudem alles ohne Plan willkürlich durcheinander angepflanzt ist, so gleichen diese Gärten allerdings sehr stark einem „verwilderten Parke“, vermögen aber um so weniger den Eindruck liebender Sorgfalt des Besitzers hervorzurufen, als alles liegen bleibt, wo es fällt: alte Baumstümpfe, Blätter, Pflanzenreste, faulende Früchte. Nein;

mein Auge hat auf Jap noch keinen schönen Garten in unserm Sinne bewundert, obwohl einzelne Tropengewächse für sich allein recht dekorativ wirken.

Wenn ich nun zum Schlusse dieses Punktes auch noch zwei Worte einflechten soll über die Forstwirtschaft und den Plantagenbau, so ist zu beiden seitens der Regierung ein kleiner, aber noch wenig erfolgreicher Versuch gemacht worden. Um das durch die tropischen Plazregen so häufig veranlasste Herabspülen des Humus von den Höhen möglichst zu verhindern, hat man stellenweise eine bescheidene Aufforstung versucht, leider mit nur geringem Erfolg, weil eben zum kräftigen Aufwuchs der angepflanzten „Stämme“ nicht genügend Nährboden vorhanden.

Der Versuch mit der Anlage einer kleinen Kafao-Pflanzung hat etwas mehr Erfolg gezeitigt; doch ist derselbe auch so bescheiden und überhaupt der ganze Betrieb der Plantage bis jetzt notgedrungen ein so unzureichender, daß man aus dieser Probe keine definitiven Schlüsse ziehen kann.

Die Eingeborenen selbst haben noch nie einen Anlauf zum Plantagenbau gemacht, da man die ganz minimalen Versuche mit einigen Tabakpflanzen nicht in Anrechnung bringen kann. Selbst die so leicht fortkömmliche Kofosnuß ist nie planmäßig und im größeren Stile angepflanzt worden, vielleicht auch, weil es jemand am guten Beispiel hat fehlen lassen, die so wenig rührigen — Händler.

B. Der Handel.

Betrachten wir seinen doppelten Charakter als Tausch- und als Kaufhandel, sowie die Ausdehnung seiner Beziehungen (Binnen-, Export- und Import-Handel).

1. Sein Charakter als Tausch- und als Kauf-Handel.

Der ganze Handel auf Jap ist wesentlich wechselseitiger Tausch der verschiedenen Wert- und Gebrauchs-Gegenstände unter einander. Der Tauschhandel zwischen den Eingeborenen und den Europäern nimmt allerdings schon einigermaßen den Charakter als Kauf-Handel an, insofern gewisse öfters gegeneinander ausgetauschte Gegenstände allmählich auch für die übrigen Tausch-Objekte zu einer Art Zahlungs- und Wert-Berechnungs-Einheit geworden sind und so fast ein direktes Zahlungsmittel darstellen. Solche Gegenstände sind einerseits die Tabak-Stange und das Streichholzbüschchen, andererseits die Kofosnuß, sodaß es z. B. heißt, dieser oder jener Gegenstand „kostet“ so und so viel Kofosnüsse, oder ist so und so viel Streichholzbüschchen oder Stangen Tabak „wert“. Da aber diese Zahlungs- und Berechnungs-Einheiten nicht bloß einen ideellen Tagierungswert, sondern auch reellen Verbrauchs-Wert besitzen, so tragen sie noch nicht den reinen Charakter des „Geldes“ als pures Kaufsmittel an sich.

Indessen wäre es verkehrt zu glauben, daß reiner Kaufhandel auf Jap nicht existiere. Im Gegenteil, er ist recht wohl vorhanden, da es auf Jap verschiedene Sorten wirklichen Geldes gibt, d. h. Gegenstände, die außer ihrem Wert als Kaufmittel sonst keinen Gebrauchs- und Nutzungswert mehr haben, also reine Zahlungsmittel sind.

Es gibt nun drei verschiedene „Geld“-Sorten auf Jap, der Vast des „Kal“ oder Hibiscus, dann Perlmuschel-Schalen, endlich das berühmte „Steingeld“, wozu schließlich dann noch die wenig kursierenden europäischen Münzstücke kämen.

a) Der Vast des „Kal“, der sonst in Jap so vielfache praktische Verwendung findet, wird, soll er als Geldstück dienen, gut ausgeklopft, in Ballen gerollt und dann als Schaustück in die Ecke gestellt.

b) Die Perlmuschel-Schale hat daher ihren Wert, daß sie auf Japan fast gar nicht vorkommt und deshalb von auswärts importiert werden muß, sei es vom nahen Palaoz, oder vom fernen Singapore oder sonst woher, wobei mit der größeren Entfernung der Herkunft auch ihr Wert in den Augen der Japaner



Gewebe aus Faserwerk von der Insel Mogmog nach Japan eingeführt.
Oben in seiner ganzen Breite; unten als Lendenschurz zusammengefaltet.

steigt. Derselbe wechselt gleichfalls nach der Größe und der Reinheit der Muschel. Darum wird vor allem der an der Außenseite haftende Meeressand mit seinen Verkalkungen mittels des kleinen Handbeiles sorgfältig abgekratzt. Kurzwert haben diese Muschelschalen, die als „Kleingeld“ dienen und oft zu mehreren an eine Kordel aufgereiht sind, nicht in ihrer natürlichen Form, sondern erst dann, wenn

ste an beiden Seiten zugehauen sind, so ähnlich wie die Schieferplatten vom Dach-
deckel zugehauen werden. Dadurch erlangen sie eine mehr länglich rechteckige statt
rundlich ovale Form und können so besser gemessen werden. Ihr Wert hängt ja auch
von ihrer Länge und Breite ab. Gemessen wird nach Spannen und Fingerdicken.

Vielleicht ist hier überhaupt ein kurzer Excurs gestattet über

die Maße der Japleute.

Als Längemaße dienen einfach die Gliedmaßen. Das längste Maß geht bei
ausgestreckten Armen und Händen von Fingerspitze zu Fingerspitze; das zweitgrößte
ist dasselbe Maß bei geballten Fäusten. Dann folgt eine Armlänge; dann eine
Unterarmlänge; dann die Handspanne, die zwischen dem ausgespreizten Daumen und
Zeigefinger mißt; endlich die Handbreite vom Knöchel des Zeige- bis zum Knöchel
des kleinen Fingers, und schließlich eine drei-, zwei- oder einfache Fingerbreite.

Selbstverständlich sind alle diese Maße auch zusammensetzbar.

Hohl-Maße waren ursprünglich nicht in Gebrauch. Als dann die Gewinnung
und der Handel des Kokosöls aufkam, nahm man als Maßeinheit die halbe Kokos-
Schale. Als später das oft ranzig gewordene Öl durch die Kopra-Bereitung ver-
drängt wurde, führte man als Einheits-Maß zunächst einen großen Korb aus
gestochtenem Kokoswedel und zuletzt Säcke ein. Dieselben wurden aber, da die
Insulaner keine Gewichte kannten, nicht gewogen, und konnten daher von pfiffigen
Händlern immer etwas größer gemacht werden.

Jetzt ist eine solche Übervorteilung nicht mehr möglich, weil die Eingeborenen
nicht mehr die fertige Kopra, sondern bloß mehr die einfache Nuß direkt vom Baume
abliefern, die nach ihrer Zahl berechnet wird.

Die höchste Zahl, um auch das noch eben zu berühren, für welche die Ein-
geborenen einen eigenen Namen haben, ist Tausend. Gerechnet wird nach dem
Dezimal-System. Um das Gedächtnis zu unterstützen, benützt man Schnüre, in
welchen eine Anzahl Knoten von verschiedener Gestalt für die Einer, Zehner,
Hunderter und Tausender angebracht ist. Auch hilft man sich damit, daß man in
einen Holzstab oder auch in die stets mitgeführte Kalkbüchse aus Bambusrohr eine
Anzahl Kerbe einschneidet, um Arbeits- oder sonstige Werkzeuge zu verzeichnen, so
ähnlich wie unsere Soldaten die Tage zählen und zeichnen, die sie beim lieben
„Kommiß“ schon durchgehalten und noch zu verbringen haben.

Doch kehren wir nun wieder zu unserm Thema, dem Jap-Geld zurück. Das
interessanteste Stück ist

e) das Steingeld (Fä). Es dürfte das sonderbarste Geldstück der ganzen
Welt sein, und ist auch nur auf Jap allein zu finden.

Dieser Geldstein besteht aus gelblich-weißem krySTALLISIERTEN Kalkspat oder
Aragonit, der in Jap nicht vorkommt, dagegen auf Palaoß sehr reich vertreten ist.
Dort wird er von den Japleuten gebrochen und zu einer dicken, runden, in der
Mitte durchlöchernten Scheibe behauen. Der Umfang wechselt zwischen Taler- oder
Handteller-Größe und mächtigen Mühlsteinen von 1—1½ m Durchmesser und mehr.
Das Loch in der Mitte dient dazu, die Steine transportfähig zu machen. Bei den
kleineren Exemplaren führt man eine Kordel hindurch, an der sie getragen werden,
und bei den mittelschweren je nach Größe eine mehr oder weniger dicke Bambus-
stange, mit der zwei Männer, der eine vorn, der andere hinten, die Last auf ihrer
Schulter tragen. Bei den größeren Steinen steckt man durch das entsprechend weit

gearbeitete Loch den Stamm einer schlanken Bethelpalme, bei den Riesen-Exemplaren den mehr oder weniger starken Stamm eine Kokospalme hindurch. Auch diese Riesen-Lasten werden auf der Schulter forttransportiert, wozu manchmal 20 bis 30, ja noch mehr Personen erforderlich sind. Zuweilen versucht man auch wohl, die Ungetüme wie ein Rad auf dem Wege weiter zu rollen.

Der Wert dieser Geldsteine ist in den Augen der Eingeborenen ein ganz ungeheurer. Man darf sich dessen auch nicht wundern; denn um in den Besitz derselben zu gelangen, heißt es horrende Schwierigkeiten zu überwinden. Zunächst muß auf gebrechlichem Kanoe die weite, gefährvolle Seereise nach Palaos unternommen und dann dort gegen gewisse Abgaben und Dienste die Erlaubnis zum Steinbrechen eingeholt werden. Daß eine solche Erlaubnis, um hier eine kleine Abschweifung zu machen, zum ersten Male im Jahre 1882 eingeholt worden sei, wie Christian anzunehmen scheint, ist zweifellos ein Irrtum. Denn erstens falten eine ganze Anzahl altehrwürdiger, bemooster, verwitterter, von tiefen Furchen durchzogener Steingreise auf Jap ihre runzelige Stirn gegen solch eine ehrenrührige Unterstellung. Zweitens, wie hätte bei den immensen Transportschwierigkeiten seit 1882 ein so großes Heer von diesen Steinen nach Jap hinübertransportiert werden können, wie es jetzt tatsächlich an allen Ecken und Enden Posten steht? Wie hätte sich drittens seit 1882 jene dunkle, die Anfertigung der ersten Geldsteine betreffende, in die Urgeschichte Japs zurückführende Sage bilden können, von welcher der englische Forscher selbst berichtet?

Es muß dann ferner der Stein mit großer Mühe gebrochen und behauen werden. Das war, zumal früher, wo es nur primitive Urte mit Stein- oder Muschel-Schneiden gab, für den trägen Kanaken eine wahre Hölle-Arbeit, weshalb denn auch die Sage die zur Hölle Verdamnten zum Teil auf Palaos Steine brechen läßt — ein sujet für Dante. Und nun kommt erst die Hauptschwierigkeit: Der Transport dieser fertig gehauenen Mühlsteine nach Jap! Man denke an die Transportmittel, ein schwaches, armseliges Kanoe, oder gar noch ein sogenanntes „Fosfoot“, d. h. ein aus mehreren aneinander gebundenen Bambus-Stämmen hergestelltes Floß, das von dem Kanoe ins Schlepptau genommen wurde! Und auf diesen Fahrzeugen mußte so ein kompakter Steinklotz von nicht selten 20 Zentner Schwere über Meer, über die hohe See transportiert werden! Welche mühselige Arbeit selbst bei gutem Wetter und günstigem Winde! Aber nun erst Gegenwind oder Sturm und hohe See! Wie viele Fosfoots und Kanoes da zerstückelt, wie viele Mannen mitsaamt ihren Steinen da Schiffbruch gelitten und in die Tiefe versunken, das erzählen die stummen Wellen nicht, davon schweigt der unendliche, nimmersatte Bauch des Ozeans. Oder wenn es noch günstig ging, wie viele wurden von Wind und Strömung erfaßt, nach fremden ungasflichen Inseln verschlagen und blieben verschollen? Oder wie oft mag die Mannschaft im Kampf mit den Wogen Kanoe und Leben gerettet, dagegen das Fosfoot mit dem Steine, mit dem Schatz vor ihren Augen verloren haben, vielleicht erst noch in letzter Stunde im Angesicht der heißersehnten Heimats-Insel! Enttäuschung, bittere Enttäuschung!

Da versteht man es wohl, daß es stets frohe Wochen und heitere Feste gab, so oft es einer Steinbrecher-Lique gelang ihren Schatz wohlbehalten und glücklich nach Jap zu bringen, und daß dieser grobe, klotzige Stein ein merklicher Schatz in den Augen der Leute ist. Man hat auch behauptet, daß der glückliche Besitz dieser Steine zuerst Eifersucht, Zwietracht und Krieg auf die bisher in friedlicher

Ruhe und Eintracht lebende Insel gebracht, doch das ist — Sage, wenn auch vielleicht mancher Eigentums-Zwist sich ob Steine erhoben haben mag.

Es könnte übrigens einen wundern, daß es trotz der immensen Schwierigkeiten so viele dieser Steine auf Jap gibt; sie zählen ja bis in die Tausende. Allein, man bedenke wohl, daß nur die ersten auf Kanoe und Fofoot herübergeholt wurden, während später pfiffige Händler mit ihren Segelschiffen ganze Ladungen dieser geschätzten Blöcke nach Jap brachten und ein Bomben-Geschäft damit machten. Deshalb gelten aber auch die ältern, mit soviel Schweiß und Mühe erworbenen Steine als die kostbareren, trotz Verwitterung, Bruch und Furchen.

Was nun die Bedeutung dieser mit so vieler Mühe erworbenen Steine angeht, so haben einige gemeint, dieselben dienten bloß als Schaustücke, weil man sie überall an öffentlichen Plätzen und Wegen aufgestellt findet. Schaustücke sind sie allerdings, da sie jedermann von dem Reichtume, aber vor allem auch von dem Mute und der Geschicklichkeit ihrer Besitzer in der Hochseefahrt Zeugnis geben sollen. Aber bloß um prunken zu können haben sich die Japleute wahrhaftig nicht der unendlichen Mühe und Gefahr unterzogen. Nein, sie wollten vor allem ein Wertstück haben, mit dem sie größere Posten in ihren Handels- und sonstigen Beziehungen begleichen könnten. Aber warum versielen sie denn gerade auf diese sonderbare, unglückliche Idee mit den Mühlsteinen? Nun, bei den unzivilisierten Völkern existieren manche „Absonderlichkeiten“, die wir Europäer uns manchmal schwer oder gar nicht zu erklären wissen.

Kurz und gut, die Steine dienen wirklich als Geld, und zwar, wie man es von dieser buchstäblich „großartigen“ Münze nur erwarten kann, zur Begleichung größerer Posten und Schulden. Mit ihm bezahlt man z. B. einen größeren Ankauf von Lebensmitteln, den Arbeitslohn für die Mithilfe an einem Gemeindehaus-Bau, eine Kriegs-Entschädigung, eine Bundesgenossenschaft, den Sühnepreis für einen begangenen Mord, einen Mädchenraub usw., auch dienen diese Geldsteine den Händlern als Pfand für Schulden, welche die Eingeborenen bei ihnen gemacht; endlich werden sie auch manchmal von der Regierung als Strafgeld für Ungehorsam, Nachlässigkeit im Wegebau usw. eingezogen, d. h. vielmehr an ihrem Standort belassen, aber mit dem ominösen B. A. (=Bezirks-Amt) gezeichnet, welches nach Aufhebung dieser Pfändung einfach wieder durchgestrichen wird. So wird aus dem Prunkstück manchmal ein verdächtiger Ankläger.

Sonderbar nimmt sich im Gegensatz zu der hohen Wertschätzung dieses Geldstückes auf den ersten Augenblick die anscheinend sehr sorglose Art seiner Aufbewahrung aus — es steht oder liegt frank und frei offen und unbewacht am Wege, am Meeresstrande, an noch so besuchten Plätzen; ja manchmal findet man es wie herrenlos verlassen mitten im Busche stehen — der einzig übrig gebliebene Zeuge einer einst vorhandenen menschlichen Behausung. Allein, man glaube nicht, daß die Eingeborenen ihren Schatz so sorglos hüteten, wenn Gefahr vor Diebstahl vorhanden wäre. Doch wie diebisch auch sonst der Japmann wohl ist, dieses Steingeld bleibt nicht an seinen Fingern kleben. Es ist halt zu schwer dazu. Und selbst wenn es zwei oder drei Dieben mal gelänge, einen solchen Stein unbemerkt wegzuschaffen, könnten sie ihn verwerten? Mit nichten. Denn da kein Exemplar genau wie das andere aussieht, kennt jeder Besitzer sein „Steingut“ ganz genau. Wo es irgend im Handel erschiene oder aufgestellt würde, fände er es gleich heraus, legte es mit Beschlag und hätte den Dieb beim Schopfe.

d) Lassen wir daher das Steingeld ruhig stehen, wo's steht, und wenden wir uns lieber der Frage zu, wie weit wohl europäisches Geld auf Jap Eingang gefunden.

Sowohl die spanische wie die deutsche Regierung haben versucht, ihr Geld auf der Insel in Kurs zu bringen. Aber bis jetzt hat die deutsche Münze noch keinen guten Klang in Jap, man verhält sich ziemlich ablehnend. Höchstens nimmt man kleine Silbermünzen an, um — Ringe daraus zu machen. Sonst ist dem Japmann alles geprägte Metall-Geld Schnuppe. Will man ihn etwa mit solchem ablohnen, so sagt er abweisend Tamakko! Matches! d. h. gib mir lieber Tabak und Streichhölzer.

Um nun aber doch das deutsche Geld nicht ganz unbekannt unter den Leuten zu lassen, und sie vielleicht allmählich doch etwas dran zu gewöhnen, schlägt die Regierung einen recht praktischen Weg ein. Bekanntlich ist die Verabreichung geistiger Getränke an die Eingeborenen strenge untersagt. Nun gibt die Regierung den Genuß derselben an einzelnen wenigen Tagen oder bei besondern Anlässen mal ausnahmsweise frei, aber unter der Bedingung, daß jeder seine Getränke mit blanker deutscher Münze bezahlt. Da nun der Japmann einen „guten Tropfen“, so er ihn haben kann, mehr liebt wie Weib und Kind, so spart er sich für diese schönen Tage doch einige Stüber beisammen, indem er, wenn die frohe Zeit heranrückt, gegen bares Geld losschlägt, was er nur hat. Freilich verlangt er dann auch gleich für jede Kleinigkeit „one Peso“ oder „two Mark“ und ist erstaunt, daß man ihm nicht gleich jedes Krebslein oder Fischlein mit Silber aufwiegt.

Sind dann die Tage des Jubels und der Freude wieder verrauscht — zuweisen in doppeltem Sinne — so hat auch die blinkende Münze wieder ihren zaubernden Schimmer verloren.

Nun endlich Schluß der Geldfrage, und wieder zurück zum Handel, indem wir uns jetzt vorführen

2. Die Ausdehnung der Handels-Beziehungen, wie sie sich äußert in Binnen- Export- und Import-Handel.

a) Der Binnen-Handel. Die gesamten Handels-Objekte der Japleute werden, da sie selbst keine Handelsfahrten mehr nach außen unternehmen, nur noch auf den Inland-Markt gebracht. Alles, was sie kaufen und verkaufen, ein- und untauschen wie Tauwerk, Fischneze, Kanus, Baumstämme, Farbstoff, Hüte, Töpfe, Nahrungsmittel, kurz ihre gesamten Natur-Produkte und Kunstzeugnisse bleiben im Lande, sie gehen von einer in die andere Hand über. Höchstens daß die Japleute einige anlaufende Schiffe mit Eiern, Hühnern, Fischen, Schweinen, Bananen, Kokosnüssen verproviantieren und zuweilen noch vereinzelte Kuriositäten wie Häuser- und Kanoe-Modelle an Bord verhandeln.

Indirekt dagegen nehmen sie auch teil an dem in den Händen der Weißen liegenden

b) Export-Handel, insofern sie wenigstens die beiden Haupt-Export-Artikel liefern, die Kopra und den Trepang. Weil diese beiden Objekte, wie gesagt, die einzigen nennenswerten Ausfuhr-Artikel Japs bilden, so sei mir gestattet, mich für Nichtkenner mit einigen Worten über dieselben zu verbreiten.

c) Die Kopra ist nichts anderes als der an der Sonne leicht angetrocknete und dadurch transportfähig gemachte Kern der Kokosnuß.

Früher wurde aus dem fleischigen Kern der Kokosnuß nur Öl gewonnen, das gleich an Ort und Stelle ausgepreßt und dann per Schiff versandt wurde.

Dabei kam es des öftern vor, daß dasselbe unterwegs auf dem langen Transporte ranzig wurde. Diesem Übel abzuhelpen hatte man verschiedene Versuche gemacht, doch mit wenig Erfolg. Endlich gelang es dem deutschen Konsul Weber auf Samoa, eine ebenso einfache, wie schadensichere Behandlungs- und Verschickungs-Methode ausfindig zu machen. Statt nämlich den aus der Nuß in Stücken herausgeschnittenen Kern in die Öl-Pressen zu tun, wird er jetzt auf einem primitiven Holzgerüst an der Sonne leicht eingetrocknet. Dadurch wird er haltbar, aufspeicherungs- und transportfähig. Freilich trocknet er bei längerem Lagern immer noch etwas ein, wodurch er ein wenig an Gewicht und Gehalt verliert. Doch dieser kleine Nachteil ist nicht in Anschlag zu bringen gegenüber dem riesigen Vorteil, daß jetzt kein ranziges Öl mehr in den europäischen Häfen ankommt, sondern der noch technisch unbehandelte, zu mancherlei Erzeugnissen verarbeitbare trockene Kern — die „Kopra“.

Tatsächlich gelang es der findigen Industrie in kurzer Zeit, eine ganze Reihe von Öl- und Fett-Fabrikaten aus der „Kopra“ herzustellen, z. B. Seifen, Fettschmiere, Kerzen, Kokosbutter usw.; und es werden immer noch neue Verwendungszwecke ausprobiert.

Da die glückliche Weber'sche Erfindung zudem noch den großen Vorteil mit sich brachte, daß die Rückstände, die früher nach dem Auspressen des Öles an Ort und Stelle nutzlos waren, jetzt noch als Kraftfutter verwendbar sind, so braucht man sich nicht zu wundern, daß die „Kopra“ in allen Ländern der Erde, in Asien wie in Amerika und Europa, flotten Absatz findet und hoch im Preise steht. So hat man früher schon den Wert einer Tonne Kopra auf 120—260 Mark berechnet.

Daraus folgt, daß eine Kokos-Plantage, zumal sie nach der ersten, allerdings nicht mühelosen Anlage in der Regel wenig Pflege mehr verlangt, ein sehr wertvolles, einträgliches Besitztum ist. Allerdings gibt es auch Feinde, die den Ertrag der sonst sehr ergiebigen, vom 6. bis ins 80. Jahr fruchtspendenden Kokos-Palme zum Teil oder auch völlig beeinträchtigen können, so die Rattenplage, anhaltende Dürre und vor allem die furchterlichen Südsee-Taifune oder auch, wie jetzt in Jap, die verderbliche Blattlaus.

Wird dadurch der Kopra-Handel stark beeinträchtigt oder gar völlig ins Stocken gebracht, so verlegt sich der Kaufmann in unserm Giland auf den Fang und Verkauf des

β. Trepang. Was ist „Trepang“? Er ist eine aus einer der vielen im Meere lebenden Holothurien-Arten präparierte Delikatesse. Die hier speziell in Frage kommende Holothurie ist die „Synapta inhaerens Eschsch“, nach ihrer eigentümlichen Gestalt auf Deutsch auch „Seegurke“ oder „Seewalze“ genannt. Sie ist nämlich ein auf dem sandigen Meerboden und zwischen den Korallengebilden lebendes, wurm- oder wurmförmiges Tier, das, weil ohne Füße, sich nur träge und langsam vorwärts bewegt, indem es, ähnlich wie der Wurm, vermittels der starken Muskulatur seiner lederartigen Haut seinen Körper bald zusammenzieht, bald ausstreckt, was ihm um so leichter wird, als es jeden Knochengerüstes entbehrt und innerlich nur aus einer geringen Anzahl mit Sand und Wasser gefüllten Eingeweiden besteht. Es nimmt nämlich durch eine Reihe vorne an der Mundöffnung herausgestreckter Tentakeln oder Saugfühler eine verhältnismäßig große Menge Sandes in sich auf, den es später, wenn es die daran haftende Nahrung verdaut, durch das After-Ende wieder entleert. Es wird bis $2\frac{1}{2}$ cm lang und $\frac{1}{2}$ cm dick, und sieht tatsächlich

einer gefüllten Wurst oder einer Gurke zum Verwecheln ähnlich. Seine Farbe ist mannigfaltig, bald rot, bald schwarz, bald braun, bald sandgrau, bald gesprenkelt usw.

Das Tier wird nun zur Ebbezeit an seinen Standplätzen aufgesucht und in ein bereitstehendes altes Boot oder Kanoe geworfen. Sobald man es anfakt, schießt es einen dünnen aber kräftigen Strahl Wasser heraus, und wenn es einigermaßen gedrückt wird, treten die Eingeweide in der Gestalt eines schier endlosen, fleberigen, wie eine Sehne bläulich weiß schillernden Darmfadens hervor, dessen Berührung nach Aussage der Eingeborenen auf der Haut ein Jucken und Stechen hervorrufen — soll, nach Art unserer Brenneffel. Auch vor den Tentakeln dieser und aller anderen Holothurien zeigen sie eine meines Erachtens übertriebene, fündische Angst.

Hat man nun eine Anzahl Seegurken gesammelt, so bringt man sie an Land, wo dann gleich die Bereitung des „Trepang“ vor sich geht. Dieselbe umfaßt drei Dinge, das Ausnehmen, das Entsalzen und das Trocknen der Tiere.

Das Ausnehmen geschieht am einfachsten durch Aufschlitzen der Tiere und Herausnahme der Eingeweide und des noch unverdauten Sandes. Da das aber ein sehr schmieriges Geschäft ist, und die Eingeborenen, wie gesagt, nicht gerne in Berührung kommen mit dem Darne, so haben andere eine neue Methode erfunden, die zwar praktisch, aber — kaum weniger schmierig ist. Die Trepang-Bereitung ist und bleibt nun mal ein schmieriges, aber auch einträgliches Geschäft. Statt also die Tiere aufzuschlitzen, legt man sie, so wie sie sind, in Süßwasser. Wie alle Salzwassertiere, müssen sie in diesem sterben. Dabei spinnen sie ganz von selbst ihre sämtlichen Eingeweide nebst Inhalt aus sich heraus, sodaß die Mulde, das Gefäß oder Bassin, in welches man sie gelegt, bald voller Därme schwimmt. . . .

Sind nun die Seewalzen ihres „Lebens-Inhaltes“ beraubt, sei es mit dem scharfen Messer, sei es mit der Süßwasser-Nur, so beginnt das Entsalzen, indem man die Tiere bei tüchtigem Feuer in einem großen, brodelnden Kessel gehörig eintocht.

Ist das geschehen, so folgt der Schluß-Akt, das Eintrocknen der Tiere zum Transport. Manche tun dies einfach an der Sonne. Wo aber viele, oft plötzlich daherkommende und sich rasch entladende Regengüsse zu befürchten sind, wie z. B. auf Jap, muß man die gekochten Gurken unter Dach und Fach, meist in einer am Strande ad hoc errichteten primitiven Hütte, über einem schwachen Feuer einräuchern.

Beim Trocknen und Räuchern schrumpfen die Tiere sehr stark ein, und namentlich die kleineren sehen fast aus wie alte getrocknete Pflaumen, so grauschimmelig und runzelhaft.

Damit wäre der „Trepang“ fertig. Nun wird er in Säcke gefüllt und harret nur noch des Schiffes, das ihn in sein Bestimmungs-Land bringt. Wohin? Fast ausnahmslos nach China, dem Lande des Joppes und der sonderbaren Gerichte. Doch auch die Japaner verschmähen den Leckerbissen nicht, und man sagt, daß selbst der Malaye sich gar nicht geniere, der tertius gaudens zu sein.

Welche Manipulationen nun noch vorgenommen werden müssen, bis der also präparierte „Trepang“ salon- und tafelfähig wird — er paradiert auf den feinsten Tischen — das ist wohl Geheimnis der bezopften Küchengilde. Uns genügt zu wissen, daß er im Lande der aufgehenden Sonne als hochgeschätzte Delikatesse gilt; und das gibt ihm seinen bedeutenden Handelswert.

Wenn die Tonne „Kopra“ bis zu 260 Mark abwirft, so hat der Trepang es bis zu — 1600 Mark gebracht, also auf ungefähr das Siebenfache. Freilich ist eine Tonne Kopra auch leichter und schneller zusammengebracht als das gleiche Maß Trepang. Aber immerhin zeigt dessen hoher Marktpreis, daß auch schon kleinere Mengen das schmutzige Geschäft lohnen, und man braucht sich nicht zu wundern, daß es Gesellschaften gibt, die sich ausschließlich auf den Fang, die Vereitung und den Verkauf dieser Seegurken verlegen.

Wenn nur nicht manchmal leider eine Sauregurken-Zeit hereinbräche d. h. der Handel an manchen Orten wegen Erschöpfung der Trepang-Bestände und mangels entsprechend schnellen Nachwuchses für eine gute Weile feiern und Schonzeit halten müßte! Die Vermehrung und der Heranwuchs des kostbaren Tieres gehen nämlich nur langsam, nur allzu langsam vor sich. Wo daher die Bestände nahe erschöpft oder überhaupt nicht übermäßig reich sind, wie z. B. auf unserer Insel Jap, wo vor mehreren Jahren der Kopra-Handel infolge der anhaltenden Dürre und der Blattlauskrankheit unter den Kokospalmen gänzlich stockte und die Händler sich alle auf den Fang und Verkauf des Trepang verlegten, da muß die Regierung in weiser Vorsorge eingreifen und dem gänzlichen Abfischen der Seewalze durch zeitweiliges Verbot zuvorkommen.

Auf Jap hat das Bezirks-Amt augenblicklich die von den Verhältnissen gebotene Vorschrift erlassen, daß, wer dem Kopra-Handel obliegt, auf den Fang des Trepang zu verzichten hat und umgekehrt.

Doch hoffen wir, daß die Sauregurken-Zeit bald vorüber ist, und sich wieder ein flotter Export-Handel entwickelt. Mit ihm steht und fällt ja auch

c) der Import-Handel. Derselbe liegt in den Händen von deutschen, amerikanischen und japanischen Firmen, die alle auf Jap ihre Unter-Händler haben.

Eingeführt werden vorzüglich Kleidungsstoffe, (Kattun für die Lendengürtel der Japmänner, Sinnen für die Anzüge der Europäer und der Chamorros), Konserven, Hartbrot, Tabak und Streichhölzer. Ferner Bier, Wein, Liqueure, Mosquitowaze, Beile, Feilen, Schleifsteine, Feuerzeug, Küchen-Geschirr, Petroleum nebst Lampen, Regenschirme, Spielsachen, Angelhaken, Nägel, Segeltuch, kurz und gut alles Nötige, Nützliche und Angenehme, das Grammophon und die „Woche“ nicht ausgeschlossen.

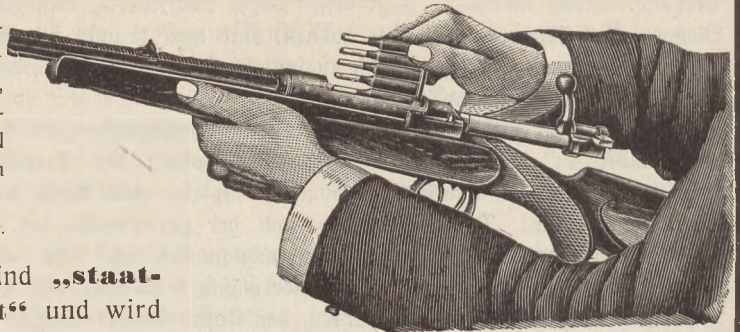
Raum der Rede wert ist der Import-Handel fremder Inselbewohner. Alle Jahre einmal erscheinen von den östlichen Nachbar-Inseln einige Kanoes, die außer ihrem Tribut für den Häuptling von Gatschapar auch noch eine Reihe Gegenstände mit sich führen, mit denen auf Jap für einige Wochen ein kleiner, flotter Tauschhandel betrieben wird. Auf diese Weise werden vor allem die hochbewerteten Webmatten eingeführt, die den Japleuten als Gürtel dienen; ferner eine süße Melasse, welche unsere Insulaner sehr lieben aber nicht herzustellen wissen; dergleichen die hochgeschätzte Chama pacifica und einige andere beliebte Muscheln nebst sonstigen Kleinigkeiten, alles in allem ein Rudiment des einstmals viel flotteren Seehandels unter den verschiedenen Insel-Gruppen.

Damit schließen wir unsere Erörterungen über das Handels-Leben in Jap und gehen nun über zu den Festlichkeiten und Erholungen. G. H.

(Schluß folgt.)

Repetier-Püschbüchsen von M 75.— an	Drillinge mit Hähnen von M 93.— an
Repetierpistolen, automat. „ „ 30.— „	do. ohne Hähne „ „ 198.— „
Doppelflinten mit Hähnen „ „ 22.75 „	Büchflinten mit Hähnen „ „ 62 — „
do. ohne Hähne „ „ 60.— „	

Sämtliche Militär-
gewehre, Scheiben-
büchsen, Revolver,
Pistolen, Luftge-
wehre, Jagdartikel
und Munition zu
konkurrenzlos
niedrigen Preisen.



Alle Waffen sind „**staatlich geprüft**“ und wird für deren Haltbarkeit, **präzise Arbeit** und **unübertroffene Schußleistung** **5jährige Garantie** übernommen.

Deutsche Waffenfabrik, Georg Knaak, Berlin SW. 48, Friedrichstrasse 240/41.

Reichillustrierter Exportkatalog Nr. 74 sofort **kostenlos** an Jedermann.

[352a.

Windhuker Nachrichten.

Herausgegeben vom Bezirksverein Windhuk.

Erscheint alle 14 Tage (Donnerstags.)

Bezugspreis Jährlich Mk. 6,—.

Generalvertretung und alleinige Inseratenannahme für Deutschland

Wilhelm Süsserott, Verlagsbuchhandlung, Berlin W. 30.

Die Politik in der Volkserziehung.

Ein Vorschlag zur Bekämpfung der sozialdemokratischen
Jugendagitation

von

Gustav Adolf Erdmann

Preis Mk. —,50.

Berlin W. 30,
Goltzstr. 24.

Wilhelm Süsserott,
Verlagsbuchhandlung.